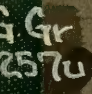
Wilhelm Braune

Ueber die Einigung der deutschen Aussprache





Ueber die Einigung der deutschen Aussprache.

Akademische Rede

zur Feier des Geburtsfestes des höchstseligen Grossherzogs

KARL FRIEDRICH

am 22. November 1904

bei dem

Vortrag des Jahresberichts und der Verkündung der akadem. Preise

gehalten

von

Dr. Wilhelm Braune

Grossh. Bad. Hofrat und o. ö. Professor der deutschen Philologie,

d. Z. Prorektor der Grossh. Bad. Universität Heidelberg.

Heidelberg.
Universitäts-Buchdruckerei von J. Hörning.
1904.



Hochansehnliche Versammlung!

Zum ersten Male ist heute die Universität zur Feier ihres Jahresfestes in diesen ihren neuen Festsaal eingezogen. Nicht ohne Wehmut haben wir ihn an die Stelle unserer ehrwürdig-schönen Aula treten lassen, welche doch für die gesteigerten Raumbedürfnisse schon längst nicht mehr ausreichen wollte. Aber auch an dieser Stelle gedenken wir vor allem dankbar der Segnungen, die der Universität unter dem Walten ihrer Rektoren aus dem durchlauchtigsten Badischen Fürstenhause in so reichem Masse zuteil geworden sind. Wir knüpfen dieses Dankesfest an den Geburtstag des Fürsten, welcher der verfallenen und dahinsterbenden Hochschule neues Leben gegeben hat, Karl Friedrichs, des ersten Rektor magnificentissimus der durch ihn neu erstandenen Ruperto-Carola.

Wenn wir jetzt aus dem Vollbesitz der unter entscheidender Mitwirkung unseres erhabenen Grossherzogs errungenen deutschen Reichseinheit zurückblicken auf die Epoche Karl Friedrichs, so stellt sich uns das Bild trostloser Zerrissenheit unseres Vaterlandes dar. Zur Zeit der Erneuerung unserer Universität zerbrach auch die Schale des alten römischen Reichs deutscher Nation, nachdem der Kern schon lange morsch und faul geworden war. Aber bei allem äusseren Elend war in jener Zeit doch schon die innere Einigung Deutschlands geschaffen. Seit zwei Menschenaltern war in aufsteigender Entwicklung von Klopstock bis auf Goethe und Schiller eine grosse deutsche Dichtung entstanden und mit Immanuel Kant, dessen hundertjährigen Todestag wir in diesem Jahre feierlich begangen haben, hatte die deutsche Philosophie den höchsten Gipfel erstiegen, so dass Deutschland nun gerüstet war, die geistige Führung Europas zu übernehmen. Und in Kants Todesjahre wurde zum ersten Male die Eroica aufgeführt, deren hehre Klänge wir soeben vernommen haben. Mit diesem Werke hatte Ludwig van Beethoven seine volle Meisterschaft erreicht

und errang für Deutschland die seitdem unbestrittene Vorherrschaft auf dem Gebiete der musikalischen Kunst. Diese Hinweise mögen genügen um uns zu erinnern, wie reiche Güter gemeinsamen geistigen Besitzes schon vor hundert Jahren das deutsche Volk verbanden, so dass nun auch die Blicke des Auslandes sich mehr und mehr auf unser Geistesleben zu lenken begannen.

Wie ganz anders sah es dagegen aus, als heute vor 176 Jahren Karl Friedrich geboren wurde! In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war die geistige Kultur Deutschlands noch in voller Abhängigkeit vom Auslande, dessen Vertreter verächtlich auf uns herabsahen. Eine deutsche Literatur von eigenem Werte gab es nicht: in Karl Friedrichs Geburtsjahre war noch nicht einmal Albrecht von Haller aufgetreten, der erste Vorbote einer höheren Zielen zustrebenden Dichtung, und Gottsched schickte sich soeben an, die Zügel seiner literarischen Herrschaft zu ergreifen, die doch noch sehr dem Auslande tributpflichtig blieb. Zwei geistige Grössen von eigener und bleibender Bedeutung waren allerdings im damaligen Deutschland schon erstanden: der Philosoph Leibniz, der aber seine Werke überwiegend französisch oder lateinisch schrieb, und der Musiker Johann Sebastian Bach, der freilich seiner Zeit allzusehr voraus war und erst vom 19. Jahrhundert ab in seiner ganzen Grösse allgemeinere Würdigung und Wirkung finden sollte. Im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts war beider Männer Einfluss nicht breit und tief genug: sie konnten noch nicht zum allgemein geschätzten Besitz der Nation gerechnet werden. Und so bestand damals das alle gebildeten Deutschen einigende geistige Band hauptsächlich in der gemeinsamen Schriftsprache.

Unsere neuhochdeutsche Schriftsprache hatte vom östlichen Mitteldeutschland ausgehend im Verlaufe des 16. und 17. Jahrhunderts sich ganz Nord- und Mitteldeutschland unterworfen und auch in Oberdeutschland soweit den Sieg gewonnen, dass bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts auch die letzten widerstrebenden Randgebiete des katholischen Süddeutschlands ihre Herrschaft anerkennen mussten. Damit war denn für eine nationale Einigung ganz Deutschlands die Grundlage vorhanden, auf welcher die folgenden Generationen weiter bauen konnten. Nachdem aber jetzt das Einigungswerk zum Abschluss gebracht ist, zeigt es sich, dass die deutschen Stämme gerade auf demjenigen Gebiete noch auseinandergehen, welches wir soeben als Grundlage der Einigung bezeichnen durften, auf dem Gebiete der Sprache. Nur dass es sich hier nicht mehr um die Schriftsprache im eigentlichen Sinne handelt. Nicht die geschriebene Sprache zeigt wesentliche Unterschiede, sondern die gesprochene. Und zwar meine ich hiermit nicht die Volksdialekte, deren Ausgleichung zu beschleunigen niemand wünschen kann, sondern die mündliche Anwendung der Schrift-

sprache im höheren Verkehr. Hier liegen noch jetzt viele provinzielle Verschiedenheiten der Aussprache vor, hinsichtlich deren sich in neuerer Zeit Einheitsbestrebungen kräftiger geltend gemacht haben. Und für diesen Gegenstand möchte ich mir heute Ihre Aufmerksamkeit erbitten.

Die Frage nach der richtigen deutschen Aussprache tritt an jeden Gebildeten heran, der über die Grenzen seines Stammes hinausschaut und mit Angehörigen der verschiedensten deutschen Provinzen verkehrt. Sie wurde dem Germanisten oft vorgelegt mit der Bitte um Entscheidung. Dieser war im allgemeinen geneigt sich einer positiven Antwort zu entziehen, da ihm vom sprachgeschichtlichen Standpunkte aus die Aussprache jeder Landschaft erklärlich und berechtigt, also richtig, erschien; auch widerstrebte es seinem Gefühle, berechtigte Eigentümlichkeiten der deutschen Stämme zu verwischen, soweit sie ihn unwesentlich dünkten. Aber das praktische Leben wollte sich dabei nicht beruhigen. Das Bedürfnis der Schule und besonders auch des Unterrichts von Ausländern liess die orthoepische Frage nicht zur Ruhe kommen. Und grade in einem so lang gestreckten Lande, wie Baden, welches im Süden dem oberdeutsch-alemannischen, im Norden dem mitteldeutsch-fränkischen Dialekte angehört, müssen sich solche Fragen aufdrängen: die Lehrer wollen wissen, welche Aussprache sie in der Schule fordern sollen. Beispielsweise wird der Südbadener in *Auge* und *ich liege* den Verschlusslaut *g* sprechen, während der Pfälzer mit velarem oder palatalem Spiranten *Auche* und *lieche* sagt. Beide Aussprachen sind sprachgeschichtlich richtig und beide haben unter den neueren Orthoepikern ihre Vertreter gefunden.[1]) So ist denn die Disziplin der neuhochdeutschen Orthoepie von Männern wie Wilhelm Viëtor und anderen hauptsächlich mit Rücksicht auf den Unterricht in ernste Pflege genommen worden.[2])

Noch mehr aber war es die deutsche Bühne, welche bei dem Wechsel der Schauspieler über ganz Deutschland hin dringend einer einheitlicheren Aussprache des Deutschen bedurfte. Und eine solche hatte sich schon seit längerer Zeit in der Bühnenpraxis in wesentlichen Punkten festgesetzt, nicht ohne viele Unsicherheiten und Schwankungen im einzelnen. Hier griff nun regelnd eine Kommission ein, zusammengesetzt aus Bühnenvorständen und Germanisten, welche im Jahre 1898 in Berlin tagte und über alle Zweifelsfälle entschied. Ihre Verhandlungen und Beschlüsse sind herausgegeben von Theodor Siebs unter dem Titel ‘Deutsche Bühnenaussprache’[3]). Die darin festgesetzte Norm ist dann vom Deutschen Bühnenverein für alle deutschen Bühnen empfohlen, so dass wir tatsächlich hier nun eine einheitliche Aussprache des Deutschen besitzen. Hatte man schon früher sich gewöhnt die Aussprache der Bühne als das ideale Deutsch zu betrachten,[4]) so fragte es sich jetzt, ob

die nun fest geregelte Bühnenaussprache auch für die öffentliche Rede, den höheren Verkehr und vor allem für die Schule als massgebend anzunehmen sein werde. Die Frage ist in den letzten Jahren Gegenstand lebhafter Erörterungen von Germanisten und Schulmännern gewesen.[5]) Und im allgemeinen haben die Beschlüsse der Berliner Konferenz mehr Widerspruch als Zustimmung gefunden. Man hat ihnen willkürliche Festsetzungen vorgeworfen, man hat nicht genügende Rücksichtnahme auf landschaftliche, besonders süddeutsche Eigenart gerügt und vor allem hat man hervorgehoben, dass die unter eigenartigen Bedingungen lebende Kunstsprache der Bühne nicht ohne weiteres auf andere Lebensgebiete übertragen werden dürfe. Insbesondere wollen einige für die Schule engeren Anschluss an die landschaftliche Art gestatten und geradezu provinzielle Schulsprachen festsetzen, hinter denen das abstrakte Bühnendeutsch nur als Ideal stehen solle.[6]) Ich will nun gewiss nicht jede Entscheidung der Berliner Konferenz über die Aussprache einzelner Worte, besonders hinsichtlich zweifelhafter Quantitäten, in Schutz nehmen.[7]) Aber im grossen und ganzen hat die Konferenz doch nur diejenige Musteraussprache legalisiert, welche auf den deutschen Bühnen schon vorher tatsächlich geübt oder angestrebt wurde. Und wenn das Sprechen auf der Bühne seine besonderen Bedingungen hat, so ergeben sich doch die Modifikationen der sonstigen Vortragsarten und der gebildeten Verkehrssprache daraus unschwer von selbst. Und landschaftlich gefärbte Schulsprachen werden ohnehin in der Praxis vorläufig bestehen bleiben, auch wenn man keine besonderen theoretischen Festsetzungen für sie trifft. In unserem Baden müssten wir ja sonst wenigstens zwei offizielle Schulsprachen haben, eine alemannische und eine rheinfränkische.[8]) Nein, wenn für die korrekte Aussprache des neuhochdeutschen eine Norm da sein muss, so kann das nur *eine* sein. Und diese Norm kann allein da gesucht werden, wo schon heute eine gesicherte Einheit besteht, in der Sprache der deutschen Bühne, welche allerdings noch in Einzelheiten der Verbesserung und des weiteren Ausbaus bedarf.

Es erhebt sich nun aber die Frage nach dem Ursprunge dieser Normalaussprache. Auf welchem Wege ist sie zustande gekommen, oder woher stammt sie? Diese Frage ist bisher nicht genügend scharf und klar beantwortet worden. Und doch ist eine richtige Einsicht in die Entwicklung Vorbedingung, um Zweifelhaftes zu entscheiden und für den Weiterbau zutreffende Richtlinien aufzustellen.

Vorweg ist ausdrücklich hervorzuheben, dass unsere Frage nur das Phonetische, die Lautlehre der nhd. Schriftsprache berührt. Alles was Syntax, Wortgebrauch, Wortbildung und Wortform betrifft ist das Gebiet der schriftsprachlichen Einigung, die schon nach der Mitte des 18. Jahrhunderts im wesentlichen vollzogen war. Hier

ist allgemein zugestanden, dass die Ausgleichung durch den Schriftgebrauch herbeigeführt ist und dass man beim Sprechen sich hat gewöhnen müssen, allerorts dem schriftlichen Vorbilde sich anzupassen. Zur schriftsprachlichen Einigung gehörte aber auch das Lautbild der Sprache, die Orthographie, welche seit Gottscheds Zeiten in Deutschland einheitlich ist, wennschon sie seitdem eine Reihe von Aenderungen erfahren hat, die, durch theoretische Erwägungen in Fluss gekommen, mit der letzten orthographischen Regelung einen vorläufigen Abschluss erhalten haben. Den durch die Orthographie gegebenen Lautbildern legte nun aber zunächst jeder Stamm im Sprechen der Schriftsprache unbefangen die Laute unter, die seiner heimatlichen Mundart entsprachen und die in einer neben der früheren provinziellen Drucksprache herlaufenden provinziellen Verkehrssprache sich festgesetzt hatten.[9]) Noch vor hundert Jahren ist die Aussprache des Schriftdeutschen überall sehr stark provinziell gefärbt gewesen.[10]) Wenn Schiller *Fäuste* auf *Geiste* reimt, so hat ihm dabei sicher die Aussprache *Faischte* : *Gaischte* vorgeschwebt, die man noch heute von gebildeten Schwaben der älteren Generation hören kann. Noch vor einem Menschenalter wurde in Oesterreich selbst in der höchsten Gesellschaft die Schriftsprache ganz mit österreichischer Lautgebung gesprochen. Und wenn man auch dort sich seitdem in weit höherem Grade der Normalaussprache genähert hat, so wird doch selbst heute noch ein grosser Teil der gebildeten Oesterreicher beispielsweise nur *daitsch* und *Bēmen* für *deutsch* und *Böhmen* zu sagen vermögen. Und auf dem alemannischen Gebiete sind es neben den Schwaben die Deutschschweizer, welche bis in unsere Zeit herab die Schriftsprache mit den Mitteln der heimischen Phonetik zur Darstellung bringen. Aber auch in Schwaben und in der Schweiz herrscht heute das entschiedene Streben, eine reinere Aussprache des Schriftdeutschen zu erlernen. Alles in allem sind wir grade in den letzten dreissig Jahren auf dem Wege zu einer einheitlichen Normalaussprache auch in der Praxis schon weit vorgeschritten und für die noch immer verbliebenen Differenzen schwebt uns doch ein Ideal vor, das in der Bühnensprache teilweise seine Verwirklichung gefunden hat. Woher stammt also dieses Ideal?

Das nächste ist es, an eine lokale Grundlage zu denken. Hat doch das Französische seine Musteraussprache in Paris, das Englische in London. Diese alten Hauptstädte sind zugleich die Heimat des geschriebenen Französisch und Englisch, der französischen und englischen Schriftsprache. So einfache Verhältnisse haben wir nun in Deutschland nicht. Denn unsere junge Reichshauptstadt Berlin ist nicht die Heimat der Schriftsprache, ja sie liegt nicht einmal auf hochdeutschem Sprachgebiete. Und wenn jetzt die Bedeutung Berlins auch in sprachlicher Hinsicht wächst,

so ist doch die Berliner Lautgebung nicht die Basis unserer Musteraussprache. Denn dann müssten wir *Juter Jott* für das normale erklären. Unsere alte Reichshauptstadt Wien aber hatte sich seit dem Reformationszeitalter dem deutschen Geistesleben entfremdet und an der Ausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache keinen Anteil genommen. Erst seit der Josephinischen Zeit hat Oesterreich den vollen Anschluss an die geschriebene Schriftsprache erreicht, steht aber in der gesprochenen noch heute hinter dem Durchschnitt der gebildeten Aussprache des übrigen Deutschlands zurück.

Es hat nun aber eine Zeit gegeben, welche auf die Frage: wo wird das beste Deutsch gesprochen? sofort die Antwort bereit hatte: in Meissen, in Kursachsen. Im ganzen 17. und 18. Jahrhundert, vor allem zur Zeit Gottscheds und Adelungs hatte Sachsen den Ruf, das beste Deutsch nicht nur zu schreiben, sondern auch zu sprechen.[11]) Und wenn Goethe in einer bekannten Stelle des 6. Buches von Dichtung und Wahrheit sich dagegen sträubt, so gehört die Fassung dieses Widerspruchs doch erst dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts an: in seiner Leipziger Studienzeit wird er gewiss versucht haben auch seine Frankfurter Aussprache nach der Leipziger zu bilden.[12]) Der Widerspruch gegen die Mustergiltigkeit der sächsischen Aussprache hat sich im Laufe des 19. Jahrhunderts nun aber so verallgemeinert, dass man jetzt eher zu fragen geneigt ist, wie es denn überhaupt möglich gewesen sei, dass das ganze 18. Jahrhundert hindurch das feinste Deutsch grade in Leipzig gesucht wurde. Denn heute werden bekanntlich die Sachsen von den Berlinern und andern Norddeutschen wegen ihrer Sprechfehler, besonders wegen ihrer Unfähigkeit harte und weiche Konsonanten zu unterscheiden, gern lächerlich gemacht. Aber für die früheren Jahrhunderte war jener Vorrang der Meissnischen Sprache doch sehr berechtigt. Denn in Ostmitteldeutschland und speziell in Kursachsen liegt in der Tat die Heimat unserer Schriftsprache, also der geschriebenen Sprache, welche ihren grammatischen Formen nach in wesentlichen Punkten zum obersächsischen Dialekt stimmt. Sie ist aber nie selbst genau der gesprochene Dialekt Obersachsens gewesen, sondern nur die Schreibsprache, welche auf Grund älterer, teilweise anderswoher übernommener gemeinsprachlicher Vorgänger seit dem 15. und 16. Jahrhundert dort geschrieben und von der gesprochenen Sprachform stark beeinflusst worden ist. Und umgekehrt suchte die gesprochene Verkehrssprache Sachsens, das heisst die Sprache der höheren Stände, der Schriftform möglichst nahe zu kommen. Insofern bestand im 17. und 18. Jahrhundert in der Tat auch in der höheren Verkehrssprache Sachsens eine grössere Uebereinstimmung mit der Schrift, als irgendwo anders auf hochdeutschem Gebiete. Denn die übrigen hochdeutschen Provinzialsprachen[13]) waren

zunächst nicht einmal in den grammatischen Formen mit der Schriftsprache im Einklang. So waren z. B. ausser Ostmitteldeutschland in allen hochdeutschen Gebieten die End *-e* geschwunden. Noch Adelung (1782) polemisierte gegen die Mundarten, d. h. die Provinzialsprachen, welche *der Has, der Schwab, die Blum, die Sach* sprächen und *Hase, Schwabe, Blume, Sache* für eine obersächsische Unart hielten. Diese vollen Formen mit *-e* hat in Sachsen selbst die Bauernmundart. Und es konnte also die höhere Verkehrssprache Sachsens und Ostmitteldeutschlands sicher im 18. Jahrhundert hierin den Ruhm in Anspruch nehmen feiner, schriftgemässer zu sprechen, als alle andern hochdeutschen Gegenden. Um derartige stärkere Abweichungen von der Schrift wird es sich bei dem jungen Goethe zum guten Teile mit gehandelt haben, wenn er sich dagegen sträubte, zu sprechen wie man schreibt. Und in der Sturm- und Drangzeit wendet er nicht selten auch seine Frankfurter Sprechformen ohne *-e* in der Schrift an. Aber ohne Erfolg. Denn heute werden solche stärkere Abweichungen in der Wortform auch von den Süddeutschen nicht mehr festgehalten. Wenn schon der gebildete Pfälzer in der gewöhnlichen Umgangssprache noch *der Has* sagt, oder *Sie hawwe*, so wird er doch in der Sprache des höheren Verkehrs und des öffentlichen Vortrags nur *der Hase* oder *Sie haben*, also die obersächsischen Formen anwenden. Denn die strittigen Abweichungen der deutschen Stämme betreffen eben heute nicht mehr die Wortform oder die Silbenzahl des Wortes, sondern nur noch die einzelnen Laute. Es sind also nicht mehr grammatische, sondern rein phonetische Dinge, die jetzt in Frage stehen. Und in dieser Beziehung kann heute allerdings Sachsen keinen Vorzug mehr beanspruchen. Auch früher fand man an der Meissnischen Aussprache schon zu tadeln. Goethe schliesst die mehrgenannte Stelle mit den Worten: 'Hatte ich doch auch im Meissnischen Dialekt manches zu hören, was sich auf dem Papier nicht sonderlich würde ausgenommen haben.' Und der Leipziger Sprachmeister Gottsched polemisiert oft auch gegen die sächsische Aussprache, so z. B. dagegen,[14]) dass in Meissen viele *töb* statt *taub*, *Stēn* statt *Stein* sprächen. Zu seiner Zeit machten sich also selbst im höheren Verkehr noch die obersächsischen *ō*, *ē* für *au*, *ei* geltend, die heute in Leipzig nur noch in der niederen Umgangssprache vorkommen. Gottsched musste damals noch für sein Musterland auf die diphthongische Aussprache dringen. Die heutigen phonetischen Abweichungen der gebildeten obersächsischen Verkehrssprache von der Normalform sind jedenfalls viel geringer als zu Gottsched's Zeit. Und trotzdem konnte mit recht damals im Meissnischen das beste Deutsch gesucht werden. Heute geht das nicht mehr an. Es kann aber auch keine andere Provinz einen solchen Anspruch geltend machen. Darüber sind alle Sachverständigen einig, dass die jetzige Normalsprache keiner örtlichen Verkehrssprache genau entspricht.

Man könnte nun vielleicht meinen, dass die Normalsprache als Durchschnitt gewonnen worden sei. Unsere Schriftsprache ist hochdeutsch. Also müssten ihr diejenigen Eigenschaften zukommen, welche gemeinhochdeutsch sind, welche in allen, oder doch den meisten hochdeutschen Stammessprachen gefunden werden. Und in Einzelfällen scheint es auch so zu sein. Zum Beispiel ist jetzt als normal anerkannt das anlautende *scht, schp* in Worten, wie *stehen, spielen*, welches in allen hochdeutschen Gebieten gesprochen wird, während das nur südwestdeutsche inlautende *scht, schp* in *bischt, Fauscht, Kaschpar* keinen Eingang finden durfte. Aber im Inlaut nach *r* ist *sch* auch allgemein hochdeutsch und die Normalsprache duldet doch jetzt nicht mehr *Fürscht, Durscht, Versch*, während in einigen Fällen wie *Kirsche, Bursche* das *sch* sogar in die Schreibung aufgenommen ist und nun auch gesprochen werden muss; die ältere Form dieser Worte ist *Kirse* und *Burse* und stand Worten wie *Vers* und *Fürst* ganz gleich.

Und so sind noch mehr Sprechweisen aus unserer gebildeten Sprache verbannt, welche gemeinhochdeutsch sind oder doch der überwiegenden Mehrzahl der Hochdeutschen angehören. Fast in allen hochdeutschen Gebieten sind die *ö, ü, eu* entrundet, d. h. man spricht sie wie *e, i, ai;* nur kleinere Bezirke haben die alten gerundeten Laute bewahrt. Die meisten Hochdeutschen sind ihrer Mundart gemäss geneigt, *der Kēnig, grīn* und *daitsch* zu sprechen: auch für Obersachsen gilt dies und Gottsched muss diese Aussprache bekämpfen, die heute allerdings in Sachsen aus der höheren Verkehrs- und Vortragssprache im wesentlichen verdrängt sein dürfte, zu Gottsched's Zeit aber gewiss noch weit mehr verbreitet war.

Ein wichtiger Punkt ist ferner die Scheidung der harten und weichen Verschlusslaute. Diese ist in der historischen Orthographie der Schriftsprache im ganzen richtig bewahrt worden. Aber in der lebenden Sprache fast des ganzen hochdeutschen Gebiets ist zum mindesten zwischen *d* und *t, b* und *p* im Wortanlaut, grossenteils auch im Inlaut, kein Unterschied mehr. *Ding* und *Tag, das Bein* und *die Pein* werden mit demselben Anlaut gesprochen. Nur südliche Randgebiete des Oberdeutschen halten teilweise noch die Laute getrennt. Stellte unsere Normalaussprache den Durchschnitt des Allgemeinhochdeutschen dar, so könnten wir, hierin unserer landschaftlichen Lautgebung folgend, den Unterschied der harten und weichen Anlaute aufgeben. Da dies aber nicht der Fall ist, so müssen wir Hochdeutsche uns zum mindesten für die feierliche und öffentliche Rede die Scheidung von *d* und *t, b* und *p*, teilweise auch von *g* und *k* mühevoll anzugewöhnen suchen, ohne dass es allen gelingen will. Hierin sind nun gegenüber uns Hochdeutschen die Bewohner der norddeutschen Tiefebene sehr im Vorteil. Sie sind nicht Hochdeutsche. Sie gehören einem andern

germanischen Sprachstamme an, ihre Muttersprache ist das Niederdeutsche, welches seit dem 17. Jahrhundert in der Schrift, heute auch schon vielfach in der gesprochenen Sprache selbst des niedern Verkehrs vom Hochdeutschen verdrängt worden ist. Als Umgangssprache der oberen und mittlern Schichten herrscht in Niederdeutschland seit nicht ganz 100 Jahren durchaus das Hochdeutsche und nur die untersten Volksklassen in den Städten und die Bauern sprechen heute noch ihre alte Muttersprache, das sogenannte Plattdeutsch. Die niederdeutsche Sprache hat nun, wie das ihr nah verwandte Englische, scharfe Unterschiede zwischen harten und weichen Verschlusslauten. Die letztern werden im grössten Teile Norddeutschlands sogar noch stimmhaft gesprochen, wie im Englischen und in den romanischen Sprachen. Als nun die Niederdeutschen die hochdeutsche Schriftsprache übernahmen und zunächst in feierlicher Rede, mehr und mehr aber auch im höheren Verkehr hochdeutsch zu sprechen anfingen, da übertrugen sie ihre heimischen Lautverhältnisse und sprachen die geschriebenen *t*, *p*, *k* hart und behaucht, als *tha*, *pha*, *kha*, während sie die *d*, *b*, *g* weich und mit Stimmton sprachen. Hauptsächlich dieser Vorsprung der Niederdeutschen in der sorgfältigen Scheidung der harten und weichen Konsonanten ist es, der uns heute die beste Form der gebildeten Aussprache in Norddeutschland suchen lässt. Zwar wird ein früher manchmal behaupteter Vorrang Hannovers nicht mehr aufrecht erhalten: nur dass in Hannover wie in anderen niederdeutschen Gebieten *st*, *sp* genau nach der Schrift mit *s* gesprochen wurde (*stehen*, *spielen* statt *schtehen*, *schpielen*), konnte dazu verführen. Aber die überwiegende Meinung der Orthoepiker geht doch jetzt dahin, dass in Niederdeutschland die beste Aussprache zu finden sei. Viëtor definiert die deutsche Mustersprache geradezu als 'hochdeutsche Sprachform in niederdeutscher Aussprache' und alle anderen, die überhaupt eine einheitliche Aussprache wollen, sind hierin einig.[15]) Und man führt wohl den überwiegend norddeutschen Charakter unserer Bühnensprache zurück auf das immer stärkere politische und wirtschaftliche Uebergewicht, welches der Norden mit der Reichshauptstadt ausübt. Und in gewissen Beziehungen lässt sich das auch nicht in Abrede stellen.[16])

Aber ich meine, auch mit dem Schlagworte 'hochdeutsche Sprachform in niederdeutscher Aussprache' lässt sich der Werdegang einer immer einheitlicheren deutschen Sprechweise nicht begreifen. Diesem Schlagworte widerspricht schon die Aussprache des *g*. Sogar im Anlaut der Worte ist die gemeinniederdeutsche Aussprache des *g* die spirantische. Im ganzen Westen des Gebiets, in Westfalen und am Niederrhein spricht man velaren stimmlosen Spiranten, also *chūt*, *Chott*, in den übrigen Teilen palatalen Spiranten, der teils stimmlos, wie im Magdeburg'schen, teils stimmhaft wie in Brandenburg ist (*jut*, *Jott*). Wenn auch in einzelnen niederdeutschen Gegenden sich jetzt

anlautender Verschlusslaut *g* entwickelt hat, so ist doch das von alters her Gemeinniederdeutsche der anlautende Spirant und wenn die norddeutsche Aussprache wirklich durchaus gesiegt hätte, so müssten wir diesen sprechen. Leicht hätte das auch so kommen können. Das preussische Offizierkorps hat seit 1870 schon lebhafte Ansätze dazu gemacht, die Sprache der „*Jarde*" auch ins übrige Deutschland zu verpflanzen.[17]) Und bei der vorbildlichen Stellung der Offiziere für die oberen Gesellschaftsschichten hätte dies weiter greifen können, wenn nicht Schule und Bühnensprache den Verschlusslaut in *gut*, *Gott* festgehalten hätte. Noch mehr aber wird für den In- und Auslaut der Worte die spirantische Aussprache durch die norddeutsche Theorie gefordert. Denn hier ist nicht nur im gesamten Niederdeutschland, sondern auch in Mitteldeutschland[18]) bis weit ins Oberdeutsche hinein die Geltung als palataler oder velarer Spirant herrschend, also *Auje*, *lieje*, bezw. *Auche*, *lieche*, *Täch*, *Wēch*. Das müsste, da neben der norddeutschen Lautung auch die überwiegende Majorität der hochdeutschen Gebiete dafür eintritt, als gemeindeutsche Aussprache gelten. Und so haben denn auch Orthoepiker wie Viëtor und noch energischer Trautmann die Forderung erhoben, dass alle in- und auslautenden *g* spirantisch zu sprechen seien. Aber die Bühnenaussprache schreibt hier Verschlusslaut vor (*Auge*, *liege*, *Täg*, *Wēg*) und die oberdeutschen Orthoepiker, wie Erbe und Luick, stimmen dem eifrig bei. Es ist sicher, dass diese Aussprache siegen wird und Viëtor findet sich neuerdings auch schon mit diesem Ausgange ab.[19])

Vor allem aber ist gegen die durchgehende Charakterisierung der deutschen Musteraussprache als ‘hochdeutsche Form mit niederdeutscher Lautung’ hervorzuheben, dass tatsächlich der geschichtliche Hergang ein ganz anderer gewesen ist. Man muss nur nicht bloss die letzten Stadien dieses Kampfes gegen die Provinzialsprachen im Auge haben, wobei allerdings die Einführung der norddeutschen stimmhaften Konsonanten eine gewisse Rolle spielt, sondern den ganzen Verlauf desselben seit dem 16./17. Jahrhundert. Und damit komme ich endlich zur Beantwortung der vorhin aufgeworfenen Frage nach dem Ursprung unserer Musteraussprache. Sie hat ihre Grundlage überhaupt nicht im gesprochenen Wort, sondern im geschriebenen: sie ist von Haus aus — wie unsere Schriftsprache überhaupt — eine Sprache nach dem Papier, sie sucht einfach die Wortbilder der historisch gewordenen Orthographie in der gesprochenen Sprache nachzubilden. — Für unsere Rechtschreibung wurde früher vielfach die naive Hauptregel gegeben: ‘schreibe wie du sprichst’. Und als man sich klar machte, dass in Deutschland vielerorts sehr mangelhaft gesprochen wurde, ergänzte man dies zu: ‘Schreibe wie du r i c h t i g sprichst!’ Aber auch diese Fassung scheiterte an dem Missstande, dass die Orthoepie noch in wichtigen Punkten schwan-

kend war und vor allem, sie stellte die Sache ungefähr auf den Kopf. Es muss vielmehr im Deutschen heissen: „Sprich wie du schreibst.“ [20])

Dieser Satz wird nun freilich von unseren neueren Orthoepikern einmütig verurteilt. Sie suchen für ihre Regeln stets nach einer Begründung durch die gesprochene Sprache. In den Verhandlungen der Berliner Konferenz [21]) sagt Siebs: ‘Die Schreibung kann nie und nimmer als Massstab für die Aussprache dienen’ und Sievers befiehlt: ‘Weg mit dem Schriftbilde’. Dem gegenüber möchte ich sagen, dem geschichtlichen Werden unserer Aussprache gemäss: ‘Her mit dem Schriftbilde’.

Um das zu verstehen wird zunächst ein vergleichender Hinblick auf französische oder englische Verhältnisse von Nutzen sein. Ich wähle das Englische, da dort alles am schärfsten ausgeprägt erscheint. In England haben sich seit den letzten Jahrhunderten des Mittelalters nebeneinander her zwei Formen der Hochsprache ausgebildet, eine geschriebene und eine gesprochene Sprache. Beide haben ihre Heimat in dem Bezirk der Reichshauptstadt London. Die geschriebene Sprache existierte auf dem Papier, in der Kanzlei und in der Literatur. Sie führte ihr eigenes Leben und war äusserst konservativ: die Wortbilder, die uns die heutige englische Schriftsprache bietet, entsprechen ungefähr den Lautwerten zur Zeit der Entstehung dieser Schriftsprache, im 14. Jahrhundert. Damals sprach man in London *tale* für ne. $te^{i}l$ (die Sprache), man sagte *tail* für ne. $t\bar{e}^{i}l$ (der Schwanz), *fīf* für ne. *faiv* (5) und auch noch *nicht* (erst später *nīt*) für ne. *nait* (*night* die Nacht). Neben dieser Schreibsprache aber bildete sich in London unter dem Einfluss des Hofes und der höheren Volksklassen eine vornehmere Form der Sprechsprache. Diese differenzierte sich durch gewähltere Ausdrucksformen von der Sprechweise des niederen Volks und trat, was die Wortwahl, Satzbildung und Flexionsform anbetrifft, mit der Schreibsprache in Wechselwirkung. Aber in der Lautgebung entwickelte sie sich ganz nach eigenem Rechte, nach den Gesetzen der gesprochenen Sprache weiter, ohne auf das Schriftbild Rücksicht zu nehmen. Der Grund zu dieser Doppelentwicklung ist wohl schon im 15. Jahrhundert gelegt, vor dem Buchdruck, als die vornehmen Leute noch nicht alle homines litterati waren und das Lesen noch keine allgemeine Rolle spielte, die massgebende Geltung der Londoner höheren Gesellschaft aber schon bestand. So sehen wir im Laufe der Jahrhunderte in der englischen gebildeten Sprechsprache besonders hinsichtlich des Vokalismus nacheinander die mannigfaltigsten Wandlungen vor sich gehen, ohne dass auf die Schrift viel davon abfärbt. Das ist bis auf die neueste Zeit so gewesen. Erst im Laufe des verflossenen Jahrhunderts z. B. sind die geschlossenen *e* und *ō* in *tale, tail* und *go*, zu neuen Diphthongen *ēi, ōu* ($t\bar{e}^{i}l$ und $g\bar{o}^{u}$) geworden. Das Auseinandergehen der Sprechsprache und der Schreibsprache

empfindet man heute in England als störend, ohne dass zunächst Aussicht auf Abhilfe wäre. Die Versuche, die gemacht sind, bewegen sich auf dem Gebiete der Schreibsprache; sie wollen die Formel „Schreibe wie du sprichst" durchführen und laufen auf eine sehr gewaltsame Orthographiereform hinaus, die die gewohnten Wortbilder gänzlich umwerfen und die etymologischen Zusammenhänge verdunkeln würde. Immerhin hätte eine solche Reform der Schreibung in England noch mehr Aussicht, als eine Aenderung der Aussprache, nach dem deutschen Rezept: „Sprich wie du schreibst." Dafür ist es jetzt definitiv zu spät. Diese Bewegung hätte, wie bei uns, schon im 16./17. Jahrhundert einsetzen müssen. Dann hätte die gebildete englische Aussprache heute lauten können *tāle* und *tail, fīv* und *nicht*. Dann könnten die heutigen Engländer, ebenso wie wir Deutsche, sich etwas darauf zu gute tun, dass Schreibung und Aussprache bei ihnen so wenig von einander abständen.

Denn auf diesem Wege ist im Deutschen unsere jetzige Aussprache begründet worden. Als im Reformationszeitalter die obersächsische Spielart der Reichskanzleisprache als Literatursprachform immer weitere Kreise zog und insbesondere das fremdsprachliche Norddeutschland eroberte, da gab es nicht schon wie in England eine daneben hergehende gesprochene Form der Hochsprache, die selbständige Autorität besessen und nach aussen werbend hätte auftreten können. Die am kursächsischen Hofe und von den oberen Klassen der Städte gesprochene Meissnische Verkehrssprache stand ja in den Wortformen der Schreibsprache gewiss nahe,[22]) wich aber in den Lauten, besonders im Vokalismus sehr von ihr ab, die schon eine mehrhundertjährige Schreibtradition hinter sich hatte. Die sächsische Verkehrssprache wurde nun in Kursachsen anfänglich auch zur mündlichen Wiedergabe der Schriftsprache angewandt, ebenso wie man in Nürnberg, in Frankfurt, in Strassburg die dortige Form substituierte. Die übrigen hochdeutschen Landschaften blieben bis ins 18. Jahrhundert hinein bei diesem Verfahren.[23]) Aber in Obersachsen hatte man die geschriebene Sprache immer mehr nachzubilden gesucht. Der sächsische Schulmeister führte in der Praxis die Regel durch „Sprich wie du schreibst" und wurde damit zugleich das Vorbild für die Niederdeutschen, die ja zunächst nur die geschriebene Sprache übernahmen und nur in feierlicher Rede, also in der Predigt, etwa seit Ende des 16. Jahrhunderts auch sprechend die Schriftsprache anzuwenden begannen. Sie empfingen im 16. und 17. Jahrhundert ihre hochdeutsche Bildung von Obersachsen, aus Wittenberg, Leipzig und Jena, und schlossen sich der obersächsischen Uebung an, indem sie nun wie die Obersachsen die Schriftsprache durch möglichste Nachbildung der Schreibung lautlich darzustellen suchten. Die verbündete Macht von Sachsen und Norddeutschland hat dann seit dem 18. Jahrhundert auch

die übrigen hochdeutschen Stämme genötigt, sich ihrem Vorbilde mehr und mehr zu nähern, ohne dass diese Bewegung bis heute in der Praxis schon ganz vollendet wäre, wenn auch die theoretische Forderung nicht mehr bestritten wird. Dass aber Sachsen (Meissen) in dieser Aussprachbewegung zunächst die führende Macht war, nicht Norddeutschland, das wird durch die Zeugnisse des 17. und 18. Jahrhunderts reichlich bewiesen, wie ja auch Goethe diesen Sachverhalt ausdrücklich bezeugt.

Ich will zunächst an einigen Beispielen zeigen, wie sehr die Lautung unserer Schriftsprache auf der Schreibung, nicht aber auf einer älteren Sprechform beruht. Von grundlegender Bedeutung ist das Verhältnis der neuhochdeutschen Diphthonge. Es sind zwei grosse ursprünglich getrennte Lautreihen zusammengefallen, die mhd. Diphthonge *ei, ou, eu* (*kleine, boum, freude*) und die mhd. langen Vokale *î, û, iu* (*mîn, hûs, liute*). Die letzteren sind im Heimatlande unserer Schriftsprache ebenso wie in der Mehrzahl der übrigen hochdeutschen Mundarten zu den Diphthongen *ei, au, eu* (*mein, Haus, Leute*) geworden und wurden vom 14. Jahrhundert ab allgemein auch diphthongisch geschrieben. Die alten Diphthonge *ei, ou (au), eu* dagegen sind in der lebenden Volkssprache meist zu einfachen langen Vokalen geworden. Die Schriftsprache behielt mit historischer Orthographie für diese Laute die Diphthonge bei: es fielen also in der ostmitteldeutschen Schreibung des 16. Jahrhunderts die beiden Reihen graphisch zusammen, obwohl man *der klēne Bōm* und anderseits *mein Haus* sprach. Es ist wichtig festzustellen, dass nirgends auf dem deutschen Sprachgebiete diese beiden Lautreihen in der lebenden Volkssprache zusammengefallen sind. Wer immer eine Mundart kennt, vermag beide auseinanderzuhalten. In Sachsen zählt man *ēn, zwē — drei*, in der Pfalz *ān, zwa, drei* und so wird in allen Dialekten die *ein-* und *zwei-* Zahl ihrem Vokal nach von der Zahl *drei* geschieden (= mhd. *ein, zwei — drî*). Wenn in der Pfalz die Kinder singen: '*Summerdag stāb aus, dem Winter gehn die āche raus*', so haben wir in beiden Versschlüssen alten und neuen Diphthong dicht nebeneinander. In der schriftsprachlichen Lautung würde es heissen *Staub aus* und *Augen raus*, wodurch der Unterschied verwischt wird. Es war also nur durch engen Anschluss an den Buchstaben durchzuführen, wenn man in Sachsen sich gewöhnte die heimische Aussprache *klēn* und *Bōm* umzuändern in *klein* und *Baum*, weil man eben in *mein* und in *Haus* die Zeichen *ei* und *au* diphthongisch sprach und daraus die Folgerung zog, dass die diphthongische Schreibung in *klein* und *Baum* nicht mit einfachem Vokal wiedergegeben werden dürfe. Auch Norddeutschland konnte hier nicht den Weg weisen. Denn dort hiess es zwar wie im Meissnischen *klēn* und *bōm*, aber *mīn* und *hūs* ohne Diphthongierung. Die Ausgleichung ist also in Sachsen nach dem Schriftbilde erfolgt, nicht ohne harten Kampf mit der lebenden Sprache.

Ich habe schon erwähnt, dass noch zu Gottscheds Zeiten dieser Kampf nicht zu Ende war, denn Gottsched musste noch die Lautung *klēn* und *Bōm* zurückweisen. Heute sind nun dem obersächsischen Vorgang zufolge in der gebildeten Sprache fast des gesamten Deutschland die beiden grossen Lautreihen zusammengefallen. Nur die süddeutschen Randgebiete, die den Anschluss an die Normalaussprache am spätesten erreichten, trennen beim sprechen der Schriftsprache noch ihrer Mundart gemäss die alten und neuen Diphthonge. So hört man noch in Schwaben von Gebildeten unterscheiden *Zəit* aber *brait*, *Hous* aber *Frau*. Und der schwäbische Orthoepiker Erbe möchte unter Verkennung der Sachlage sogar diese schwäbische Unterscheidung wieder allgemein in die deutsche Aussprache einführen.[24])

Ich habe vorhin schon hervorgehoben, dass die *ö*, *ü*, *eu* in Sachsen, wie in den meisten hochdeutschen Mundarten zu *e*, *i*, *ai* geworden sind und von den alten *e*, *i*, *ai* nicht geschieden werden. Man spricht also *der Kenig* wie *wēnig*, *grīssen* wie *schiessen*, von *Haus* den Plural *die Haiser* wie *ein Weiser* und die Dichter reimten früher unbedenklich nach dem Ohr. Heute ist die orthoepische Forderung unbestritten, dass der Gebildete die beiden Lautreihen trennen und *ö*, *ü*, *eu* der Schreibung gemäss deutlich gerundet sprechen müsse. Dass aber hier nicht die gesprochene Sprache, sondern nur die Regel ‘Sprich wie du schreibst’, den Weg gewiesen hat, sieht man am deutlichsten an den nicht seltenen etymologischen Verkehrtheiten, die durch die Unsicherheit der Orthographie entstanden sind. Wir finden im 16.—18. Jahrhundert wegen des Zusammenfalls der Laute häufiges Schwanken der Schreibung. Meist hat allerdings die historisch berechtigte Orthographie schliesslich gesiegt, im Anschluss an zusammengehörige Gruppen; vielfach aber, besonders bei literarisch selteneren oder etymologisch nicht durchsichtigen Wörtern hat die falsche Schreibung sich festgesetzt. Und wir bilden jetzt in unserer Musteraussprache getreulich die falsche Orthographie nach. Es sollte richtig heissen z. B. *sprützen*, *der Bülz*, *der Kütt*, *das Müder*, wir schreiben aber und sprechen deshalb heute *spritzen*, *Pilz*, *Kitt*, *Mieder*. Umgekehrt sollte es heissen *flistern* und *riffeln*, die historisch-falsche Orthographie zwingt uns aber heute zu *flüstern* und zu *rüffeln*; wer jedoch nach Zermatt reist, spricht trotzdem nicht *Rüffelberg* und *Rüffelhaus*, weil diese Ortsnamen die richtige Orthographie gewahrt haben. Es sollte ferner heissen *die Schläufe* und *spreuzen*, wir schreiben aber und sprechen demgemäss *Schleife* und *spreizen*. In manchen Fällen hat die Unsicherheit der Orthographie sehr lange gedauert. Noch Goethe schrieb das historisch richtige *ergetzen*, welches mit *setzen* völlig in der Bildung übereinstimmt: wir aber müssen jetzt nach der falschen Schreibung *ergötzen* sprechen. Goethe schrieb aber auch noch das falsche *Gebürge*, welches trotz des daneben stehenden

Berg sich lange hielt. Hätte diese Schreibung gesiegt, so müssten wir heute *das Gebürge* sagen, ebenso wie wir — trotz *wert* — die *Würde* und *würdig* sprechen müssen. Gleichfalls bis ins 18. Jahrhundert hielt sich die Schreibung *heurat, heuraten.* Man musste hier unsicher sein, ob man *ei* oder *eu* zu schreiben habe, da das Wort etymologisch isoliert war: man sprach natürlich stets nur *heirat.* Wir aber würden, wenn die falsche Schreibung gesiegt hätte, heute gezwungen sein *heuraten* zu sprechen. Der Name des Helden Sigifrid der germanischen Sage war schon im 12. Jahrhundert zu *Sîfrit* kontrahiert. Mit der Diphthongierung gab das *Seifrid, Seifert.* Schon seit dem 16. Jahrhundert schwankte die Schreibung bei dem nun etymologisch unklaren Namen ratlos zwischen *ei* und *eu.* Heute sind wir genötigt, auch durch die Aussprache die Familiennamen *Seifert* und *Seufert* sauber zu scheiden.

Auf dem Gebiete des Konsonantismus müssen wir jetzt die durch die historische Orthographie im ganzen richtig geschiedenen *d* und *t*, *b* und *p* trennen. Die Scheidung gemäss der Schreibung fordern schon die älteren Grammatiker wie Gottsched. Aber die Ausführung ist für den hochdeutschen Mund lange Zeit sehr mangelhaft geblieben. Die heutige Orthoepie will die klarere Trennung nach den niederdeutschen Lautwerten vorschreiben. Das ist durchaus zweckmässig und kann allein zum Ziele führen.[25]) Aber auch hier gilt nur die Schreibung als Leitstern. In früheren Jahrhunderten hat die Vermengung der Laute in der gesprochenen Sprache bei diesen Konsonanten manche falsche Orthographie zu Wege gebracht, der wir uns nun bemühen müssen, zu einem künstlichen Leben zu verhelfen. Es müsste z. B. richtig heissen *tunkel, tumm, die Tohle, der Tocht, der Tuft* und umgekehrt *dösen, das Gedöse, draben, Drümmer.* So müssten wir heute sprechen, wenn die Losung ‘Weg mit dem Schriftbilde’ Geltung gehabt hätte bei der Festsetzung unserer Normalaussprache.[26])

Dass aber das umgekehrte Prinzip gegolten hat, mag durch diese Beispiele zur Genüge gezeigt sein.[27]) Diesem Prinzip des engsten Anschlusses der Aussprache an den geschriebenen Buchstaben folgte man früher unbeirrt. Die orthoepischen Regeln der ältern nhd. Grammatiker wie Gottsched, Adelung und anderer predigen diese Wahrheit und suchen nach der Schrift sogar Lautunterscheidungen hervorzurufen, welche schliesslich nicht durchgedrungen sind. So mühte man sich ab die Reste der bairischen *ai*-schreibungen wie *Waizen, Haide* lautlich vom *ei* zu trennen, was deshalb nicht gelingen konnte, weil die Gruppe *ei* selbst schon als *ai* gesprochen wurde.[28]) Ja noch Karl Heyse 1838 hat in Bekämpfung der ungenügenden Formel ‘Schreib wie du sprichst’, freilich nur in hypothetischer Form, sogar die richtige Theorie erfasst, wenn er sagt: ‘Eher könnte man ohne Nachteil jene Regel geradezu umkehren:

Sprich wie geschrieben wird, oder dem herrschenden Schreibgebrauche gemäss'.[29]) Eine Verdunkelung und Störung des natürlichen geschichtlichen Verlaufs wurde nun verursacht durch die seit Jacob Grimm erstandene historisch-grammatische Richtung. Die Germanisten schätzten die Volksmundarten als natürliche Weiterentwicklung der altdeutschen Dialekte, sie drangen auf Beachtung der lebenden Sprache und waren geneigt, die auf dem Papiere entwickelte geschriebene Sprache und unsere Orthographie gering zu schätzen. Aus dieser Stimmung heraus erklären sich die Versuche einer historischen Orthographiereform in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die die mhd. Schreibung und am liebsten auch die mhd. Laute im nhd. wiederherstellen wollten.[30]) Und ein Ausläufer dieser historischen, ich möchte sagen romantisch-sentimentalen Richtung ist auch die Tendenz der germanistisch gebildeten Orthoepiker, das Schriftbild für die Aussprache zu verbannen und die Entscheidung aus der gesprochenen Sprache zu suchen. So erklärt es sich z. B., wenn Viëtor und andere das in- und auslautende *g* nach mitteldeutscher und niederdeutscher Aussprache als Spiranten gesprochen haben wollen; so erklärt sich auch die Ratlosigkeit der Berliner Konferenz hinsichtlich der langen *e*-Laute, die man nach der gesprochenen Sprache gemäss der Etymologie auseinanderhalten möchte, obwohl die einzelnen hochdeutschen Mundarten wieder sehr von einander abweichen und eine Regelung auf dieser Basis verbieten.[31]) Unterdessen befolgte aber die Schule ruhig die alte Praxis weiter, möglichst die Schreibung zur Führerin zu nehmen. Und die tatsächliche Bühnenaussprache, welche die Berliner Konferenz schon vorfand, beruht doch wesentlich auf dem Bestreben der Praktiker, den Buchstaben der Orthographie für immer feinere lautliche Verhältnisse als Richtschnur wirken zu lassen.[32]) Dass die Bühne für in- und auslautendes *g* den Verschlusslaut vorgeschrieben hat, erklärt sich daraus, dass man meinte, dem Buchstaben *g* komme nun einmal dieser Wert, den er im Anlaut schon unbestritten hatte und den man auch in fremden Sprachen mit ihm verband, als ihm eigentümliche Lautung von rechtswegen zu und müsse für ihn also durchgeführt werden.[33]) Diese Entscheidung ist dem seit Jahrhunderten befolgten Prinzip unserer Normalaussprache gemäss und wird ebenso siegen, wie die von Norddeutschland ausgehende Buchstabenaussprache aller langen *e*-Laute als geschlossenes *e* wo e geschrieben wird und als offenes *ä* wo die Orthographie ä bietet, also *lēben*, aber *wählen*, obwohl die Sprachgeschichte und die hochd. Volkssprache umgekehrt *läben*, aber *wēlen* fordern würde.[34])

Wenn also zur Entscheidung zweifelhafter Fragen unserer Normalaussprache der enge Anschluss an die Schreibung das systemgemässe ist, so hat dieses System doch schon früher einige Durchbrechungen erlitten. Der Anglist Emil Koeppel hat

kürzlich eine inhaltreiche Schrift veröffentlicht mit dem Titel: „Spelling pronunciation. Bemerkungen über den Einfluss des Schriftbildes auf den Laut im Englischen."[35]) Er zeigt da, dass doch in so manchen Einzelheiten durch die Macht der immer vordringenden Schulbildung die Schreibung den Laut der englischen Sprache verändert hat, welche ja von Haus aus eine speaking pronunciation besitzt. Bei uns liegt die Sache grade umgekehrt. Das unserer Aussprache von Anfang an zu grunde liegende System ist, wie wir gesehen haben, die spelling pronunciation. Aber in gewissen Fällen hat sich gegen die Schrift eine speaking pronunciation durchgesetzt, eine Aussprache nach der lebenden Sprache, die in den älteren Fällen stets zur obersächsischen Lautung stimmt.[36]) Auf einige Beispiele hiefür will ich hinweisen.[37]) In den meisten hochdeutschen Mundarten ist *ch* vor *s* zu *k* geworden: *wachsen, Ochse, Fuchs.* Nur das Hochalemannische der Schweiz hat noch den echten Laut *waχse, oχs, fuχs* bewahrt. Der Uebergang ist in Mitteldeutschland wohl schon vor dem 16. Jahrhundert eingetreten, aber die Orthographie hat das Ursprüngliche festgehalten.[38]) Hier wird schon von den Grammatikern des 17. und 18. Jahrhunderts die Aussprache als *ks* gelehrt, die schriftgemässe Aussprache der Schweizer war in den übrigen Gegenden später nicht mehr durchzuführen. Auch die Niederdeutschen, die selbst hier Assimilation zu *ss* hatten (*wassen, osse, vos*) sind dem obersächsischen Vorbilde gefolgt und haben die *ks*-Aussprache übernommen. Eine Sprechaussprache ist auch das schon erwähnte anlautende *schp, scht* in *spielen, stehen.* Schon Gottsched gibt dies als die in Meissen übliche Aussprache an. Und wenn im 19. Jahrhundert die Niederdeutschen und die Schulen eifrig versucht haben, die Schriftaussprache *sp, st* durchzuführen, so ist ihnen dies nicht gelungen unter dem Gegendrucke der germanistisch-gelehrten Richtung.[39]) Ergötzlich war es aber zu beobachten, wie die Praktiker sich lange bemüht haben, für diese *st, sp* wenigstens ein 'weicheres oder weniger dickes *sch*' zu fordern, um dem Schriftunterschiede gerecht zu werden.[40]) Die von Germanisten beratene 'Bühnenaussprache' schreibt für *st, sp* gewöhnliches *sch* vor. — Die Bühnenaussprache selbst hat bei ihrem schriftgemässen in- und auslautenden *g* doch noch eine Ausnahme zugelassen, die eine Konzession an die Sprechsprache darstellt. Nämlich in der Auslautssilbe *-ig* soll gesprochen werden *freudich, Könich*; ebenso wenn diese Silbe vor Konsonanten tritt: *der Freudichste, des Könichs.* Dagegen regelrecht vor Vokal *der Freudige, die Könige.* Die Ursache davon ist, dass diese Aussprache wegen des vorhergehenden *i* so fest sass und so allgemein war, dass die meisten Bühnen sie übten. Die Germanisten der Kommission haben sich bemüht, das nun nachträglich theoretisch zu stützen.[41]) Das Natürliche und Konsequente wäre gewesen, auch in der Endung *ig* den Verschlusslaut völlig durchzu-

führen, was von süddeutschen Orthoepikern mit Recht empfohlen wird,[42]) deren Mundart es entspricht.

Doch ich will Ihre Geduld nicht durch weitere Einzelheiten ermüden, sondern meine Ausführungen mit einem Phantasiebilde abschliessen. Die Heimat unserer Schreibsprache, Kursachsen, hatte im 16. Jahrhunderte, nach dem Siege Moritzens von Sachsen über Kaiser Karl V., eine kurze Zeit Aussicht die Rolle zu übernehmen, die später Brandenburg-Preussen zufiel, nämlich die politische Zentralmacht von Deutschland zu werden. Stellen wir uns einmal vor, dass das geschehen sei, oder noch besser, setzen wir den Anfang eines obersächsischen starken Kaisertums noch über hundert Jahre früher, ins 14. bis 15. Jahrhundert, als noch nicht durch den Buchdruck und das gesteigerte Lesebedürfnis der Reformationszeit das Schriftbild intensiver wirkte. Dann hätte es geschehen können, dass die höhere Verkehrssprache dieses politisch führenden Landes als eine selbständige Macht aufgetreten wäre, welche neben den veralteten und veraltenden Wortbildern der Schreibsprache sich in ihren Lautformen lebendig weiter entwickelt hätte und von den übrigen Provinzen als massgebende Verkehrssprache anerkannt worden wäre. Dann würden wir heute auf Grund der obersächsischen Sprechformen in unserer gebildeten Aussprache vielleicht ähnlich von der Schrift abweichen, wie die Engländer und z. B. *Klēt* sprechen statt des geschriebenen *Kleid*, wie die Engländer *sēⁱ* statt *say*, oder wir würden *nail* sagen für geschriebenes *Nagel*,[43]) wie die Engländer *nait* für geschriebenes *night*, oder wir würden *schlafen* schreiben und *schlåfen* sprechen, wie der Engländer *all* schreibt und *åll* spricht. Ich meine aber, wir dürfen zufrieden damit sein, dass mangels einer altobersächsischen dominierenden Hofsprache man künstlich die veralteten Formen unserer Schrift im Sprechen nachgebildet und so eine Uebereinstimmung zwischen Laut und Schreibung hergestellt hat, wie sie jetzt unserer Aussprache zu grunde liegt.

Anmerkungen und Zusätze.

Vorbemerkung: Da es im Rahmen einer akademischen Rede unmöglich war, den Gegenstand auch nur einigermassen zu erschöpfen, so folgen hier ausser Nachweisungen auch eine Reihe von Erweiterungen und Ausführungen, soweit sie mir nötig schienen, um das im Texte Gesagte zu stützen und zu verdeutlichen. — Hinsichtlich der phonetischen Transskription bin ich bemüht gewesen, im Interesse eines weiteren Leserkreises mit den geringsten Mitteln auszukommen.

1) Nur wird von den Vertretern der spirantischen Aussprache nicht der md. stimmlose, sondern der niederd. stimmhafte Laut gefordert.

2) Wilh. Viëtor, 'Elemente der Phonetik und Orthoepie des Deutschen, Englischen und Französischen. Mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Lehrpraxis'. 1. Aufl. Heilbronn 1884. Hier zitiert nach der 5. Aufl. Leipzig 1904. Speziell der deutschen Orthoepie gewidmet sind die kleineren Schriften desselben: 'Die Aussprache des Schriftdeutschen'. 5. Aufl. Leipzig 1901 und: 'Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren? Ein Vortrag'. 3. Aufl. Marburg 1901. — Moritz Trautmann, 'Die Sprachlaute im allgemeinen und die Laute des Englischen, Französischen und Deutschen im besonderen'. Leipzig 1884—86. Ders. 'Kurze Lautlehre des Deutschen Französischen und Englischen'. Bonn 1903. — Karl Erbe, 'Fünfmal sechs Sätze über die Aussprache des Deutschen'. Stuttgart 1897. (Vgl. Gartner, Zeitschr. für Deutschen Unterricht 11, 274 ff.)*)

3) Th. Siebs, 'Deutsche Bühnenaussprache. Ergebnisse der Beratungen zur ausgleichenden Regelung der deutschen Bühnenaussprache, die vom 14. 16. April 1898 im Apollosaale des Königl. Schauspielhauses in Berlin stattgefunden haben'. Berlin 1898. Hier zitiert nach der vermehrten 2. Aufl. Berlin 1901. — Danach für die Bühnenpraxis bearbeitet: Th. Siebs, 'Grundzüge der Bühnenaussprache'. Berlin 1900.

4) Vgl. z. B. H. Paul, Principien der Sprachgeschichte [2] (1886) S. 352 f. [3] (1898) S. 380 f.

*) Erst nach Abschluss des Manuskripts habe ich das soeben erschienene Buch von Otto Jespersen, Phonetische Grundfragen (Leipzig und Berlin 1904) gelesen, dessen Kapitel III (S. 33—64) von einem allgemeineren Standpunkte aus über 'Die beste Aussprache' handelt, mit besonderer Berücksichtigung des Deutschen, Englischen und Französischen. Bei aller Anerkennung des trefflichen Buches kann ich doch aus diesem Kapitel — trotz mancher feinen Einzelbemerkung — für unsere Frage keine Förderung entnehmen, weil Jespersen die geschichtliche Entwicklung unserer gesprochenen Normalsprache verkennt. Mit dem gesprochenen Englischen und Französischen lässt sie sich deshalb nicht unter dem gleichen Gesichtspunkte behandeln, weil diese ihrer Grundlage nach Sprechsprachen sind, während umgekehrt das gesprochene Schriftdeutsch die Schreibsprache zur Grundlage hat. Die 'Zweckmässigkeit', welche Jespersen S. 38 als Regulator für die beste Aussprache in Anspruch nimmt, könnte an sich wohl einmal dazu erhoben werden, ist aber — wenigstens bis jetzt — im Deutschen noch nicht mit dieser Rolle betraut worden.

5) Die Literatur hierüber findet sich in den Jahresberichten für German. Philol. seit 1898 unter VIII. E verzeichnet. Ich hebe hier hervor die 'Gutachten und Berichte über die Schrift „Deutsche Bühnensprache" von O. Brenner, K. Erbe, Fr. Kluge, H. Paul, Jos. Seemüller, O. Behaghel und Ed. Lohmeyer', Wissenschaftl. Beihefte zur Zeitschr. des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, Heft 16 (Berlin 1899). — Ferner M. H. Jellinek, Anz. für Deutsches Altertum 25, 335 ff.; K. Luick, Zur Frage nach einer deutschen Musteraussprache, Zeitschr. des Allgemeinen deutschen Sprachvereins 15, 252 ff. O. Brenner, Ueber Sprache und Aussprache, Wissenschaftl. Beihefte 22 (Berlin 1903). — Am schärfsten ablehnend äussert sich Fr. Kauffmann, Zeitschr. für Deutsche Philologie 33, 240.

6) Hauptvertreter dieser Ansicht ist Karl Luick, der dieselbe neuerdings für ein bestimmtes Gebiet durchzuführen versucht hat in einer sehr lehrreichen und gehaltvollen Schrift: 'Deutsche Lautlehre. Mit besonderer Berücksichtigung der Sprechweise Wiens und der österreichischen Alpenländer'. Leipzig und Wien 1904.

7) Die Quantitäten sind besonders schwankend in den Fällen des langen Vokals vor zweifacher Konsonanz, am häufigsten vor *r* + kons., indem daneben — provinziell geschieden — meist auch kurze Vokale gesprochen werden. Da die Schreibung hier keinerlei Anhalt gibt, so gilt es für jedes einzelne Wort eine Entscheidung zu treffen. In diesem Falle kann also nicht das Schriftbild, sondern nur die gesprochene Sprache massgebend sein. Und dadurch erklärt sich das Schwanken und die Unsicherheit der Entscheidungen. Die Kürzen sind besonders Norddeutschland eigen, da das Niederdeutsche vor zweifacher Konsonanz auch alte Längen konsequent kürzt. Die Längen sind im wesentlichen hochdeutsch, bes. ostmitteldeutsch. Letzterem Kanon schliesst sich meistens die Bühnensprache an, während z. B. der Norddeutsche H. Paul niederdeutsche Kürze in Worten wie *Jägd, Arzt, Scharte* u. a. fordern möchte. Vgl. auch Siebs[2] S. 87 f. — Eine konsequente Schreibaussprache könnte nur geschaffen werden, indem man lehrte, ausnahmslos vor zweifacher Konsonanz Kürze zu sprechen. Dann müssten aber auch alle alten Längen in diesem Falle verkürzt und *ѐrste, Gebѐrde, Klòster, hùsten, Schùster* etc. gesprochen werden. Das würde dem niederdeutschen Ideal entsprechen, wäre aber jetzt kaum noch durchführbar. Im wesentlichen wird man also den Entscheidungen der Konferenz beistimmen dürfen.

8) Diese Erwägung entscheidet m. E. gegen die Provinzialschulsprachen. Die von Luick behandelten österreichischen Länder sind allerdings dem Sprachstamme nach einheitlich. Auch in Preussen könnte man sich für viele Provinzen Provinzialschulsprachen denken. Aber für andere, wie z. B. Provinz Sachsen, die Niederdeutsche und Mitteldeutsche enthält, geht dies schon nicht an. Und für Länder wie Baden und Württemberg, die beide oberdeutsche und fränkische Gebiete umfassen und deren Lehrer im ganzen Lande wechseln, kann es nur eine Schulaussprache geben. So lehrt denn der württembergische Orthoepiker K. Erbe (Fünfmal sechs Sätze S. 11) auch die durchgängige Aussprache des inlautenden *g* als Verschlusslaut. Und in den badischen Volksschulen wird, wie mir Herr Oberlehrer H. Göckel in Heidelberg mitteilt, auch in den pfälzischen Landen überwiegend das alemannische inlautende *g* gefordert, wenn auch die Durchführung natürlich sehr unvollkommen ist.

9) Ein Beispiel einer solchen hochdeutschen Provinzialverkehrssprache, die nicht von der nhd. Schriftsprache abhängt, sondern von einer früheren Provinzialschreib- und Drucksprache, ist das 'Schwizerdütsch', welches auch von den gebildeten Deutschschweizern noch gesprochen wird, wenn sie unter sich sind, und welches nicht mit den eigentlichen Volksmundarten zu verwechseln ist, wenngleich es ebenfalls örtliche Verschiedenheiten zeigt. In absehbarer Zeit wird aber auch diese Verkehrssprache wohl der Alleinherrschaft der nhd. Schriftsprache zum Opfer fallen. Vgl. hierzu E. Tappolet, Ueber den Stand der Mundarten in der deutschen und französischen Schweiz. Zürich 1901. Dazu Zimmerli, Idg. Forschungen 16, Anz. 35ff.

10) Vgl. hierzu die Ausführungen von Fr. Kluge 'Ueber die Entstehung unserer Schriftsprache' (Wissenschaftl. Beihefte zur Zeitschr. des Allgemeinen deutschen Sprachv., Heft 6) S. 2f.; und 'Goethe und die deutsche Sprache' (Wissensch. Beih., Heft 22) S. 39ff.

11) Die Zeugnisse finden sich gesammelt bei A. Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen, Heilbronn 1888. Vgl. auch Wilmanns, Die Orthographie in den Schulen Deutschlands (1887) S. 4f.

12) Auch in seinen Dichtungen der Leipziger Zeit hält sich Goethe an das Muster der sächsischen Schriftsprache. Die bewusste Einmischung des Provinziellen zeigt sich erst in der Sturm- und Drangperiode. — Uebrigens wendet sich die Polemik Goethe's nicht bloss gegen die Aussprache, sondern überhaupt gegen die Anforderung, die sächsische Schriftsprache auch im Sprechen anzuwenden, insbesondere hinsichtlich der Wahl der Worte und Redewendungen. Vgl. auch v. Löper zur Stelle (Hempel 21, 264f.).

13) D. h. nicht die eigentlichen örtlichen Volksmundarten, sondern die provinziellen Sprachen des höheren Verkehrs, welche (anders als das Anm. 9 berührte Schwizerdütsch) doch schon mehr oder minder von der nhd. Schriftsprache beeinflusst waren.

14) Sprachkunst[3] (1752) S. 44.

15) Vgl. Viëtor, Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren, S. 10f.; Siebs, Deutsche Bühnenaussprache[2], S. 18f.; Trautmann, Kleine Lautlehre, S. 71. — Der erste Vertreter dieser Theorie ist wohl Goethe in seinem bekannten Gespräch mit Eckermann (Teil III unter dem 5. Mai 1824): auch bei ihm handelt es sich wesentlich darum, dass nur die Norddeutschen *b*, *d*, *g* und *p*, *t*, *k* auseinanderzuhalten vermögen.

16) Vgl. z. B. das unten Anm. 33*** über *w* Bemerkte.

17) Vgl. hierzu Jespersen, Phonetische Grundfragen, S. 45.

18) Nur in Schlesien gilt auf md. Gebiete der Verschlusslaut. Genaueres hierüber s. Viëtor, Phonetik[5], S. 172ff.

19) Viëtor, Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren[3], S. 20 Anm. 1; Phonetik[5], S. 174f. — Dagegen tritt Trautmann (Kleine Lautlehre, § 339) noch immer scharf für die spirantische Aussprache ein.

20) Das bezieht sich hier natürlich nur auf die phonetische Seite, die Aussprache. Die schon oben S. 6f. hervorgehobene Tatsache, dass hinsichtlich Wortwahl, Satzbau und Wortform unsere gesprochene Hochsprache durchaus der Schreibsprache

nachgebildet sei, wird von niemand in Zweifel gezogen. Wenn sich nach Vollendung dieses Prozesses, seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nun umgekehrt fortdauernd Auffrischungen und Bereicherungen dieser sonst verknöchernden Schreibsprache durch die gesprochene Umgangssprache, ja sogar durch die Volksmundarten vollzogen haben, so ist das gewiss als sehr heilsam zu betrachten: man darf nur nicht umgekehrt in den Fehlschluss verfallen, dass die Schreibsprache der gewöhnlichen Prosa sich möglichst an die Sprechsprache anzuschliessen habe. Der „papierene Stil", so weit er nach unserer jetzigen Uebung wesentlich für das stille Lesen mit dem Auge bestimmt ist, darf gegenüber dem Sprechstil seine Eigenart wahren. Er hält unter anderem auf feste Wortformen, Pausalformen, während der Sprechstil sich Sandhiformen gestatten darf. Wenn z. B. neuerdings manche Germanisten meinen, man müsse durchaus *glaub ich, hab ich* schreiben, weil man stets so spreche, so ist das ungerechtfertigt. Das *-e* ist als flexivisches Merkmal für die Schreibsprache nicht zu entbehren. Mich als Ostmitteldeutschen, dem die Endsilben *-e* auch in der gesprochenen Sprache festsitzen, stören solche Schreibformen und ich bin mir bewusst, oft genug unelidiert auch *habe ich* etc. zu sprechen. Man müsste sonst z. B. in der Enklise auch *denken Se, sagte se* oder wenigstens — zur Bezeichder Kürze — *si* schreiben, da das lange *sie* kaum gesprochen wird. — Vgl. den gehaltreichen Vortrag von O. Behaghel, Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch (Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, Heft 17/18. Berlin 1900).

21) 2. Aufl., S. 13. 26.

22) Die obersächsische Sprechsprache übte sogar noch im 16. Jahrhundert dauernd weiteren Einfluss auf die Formen der Schreibsprache, so z. B. indem die obersächsischen Sprechformen mit End-*e* viel weiter vordrangen, während die obersächsische Schreibsprache in der ältern Zeit vielfach nach süddeutschem Muster Formen ohne *-e* bevorzugt hatte. Das tritt ja bekanntlich grade in Luthers Schriften hervor, die früher weniger Endsilben *-e* haben, als in seiner späteren Zeit.

23) Natürlich auch hier mit successive enger werdender Annäherung an das Schriftbild. Die Zeugnisse zur genaueren Erkenntnis dieser Vorgänge fliessen freilich spärlich, da die Beachtung phonetischer Dinge früher sehr mangelhaft war. Einiges siehe bei O. Brenner, Wissenschaftliche Beihefte 22, 51 ff. und bei Kluge an den oben Anm. 10 genannten Stellen.

24) Erbe, Fünfmal sechs Sätze, S. 16. — Diese Trennung dei beiden Diphthongreihen müsste eigentlich das Ideal aller historischen Orthoepiker sein, denen das ‘weg mit dem Schriftbilde’ Gesetz ist. Aber angesichts der vollendeten Tatsache, dass die Gebildeten der meisten deutschen Gegenden den durch die Schreibung veranlassten Zusammenfall in ihrer Aussprache der Schriftsprache bereits durchgeführt haben, hat die Berliner Konferenz diese Möglichkeit gar nicht in Betracht gezogen und selbst der extremste Vertreter dieser Richtung, Trautmann, beschränkt sich darauf, den Zusammenfall der ‘zwiegalme’ sehr zu beklagen: ‘Die „gute Aussprache" wirft hier grob zusammen, was die Mundarten fein und sicher scheiden’ (Kleine Phonetik, S. 84 f.).

25) Wenn einige Orthoepiker sich damit begnügen möchten, von den Hochdeutschen nur die Trennung durch die Intensität zu verlangen, so ist es meiner Erfahrung nach viel leichter, den grösseren Kontrast der stimmhaften Lenis zur stimmlosen Fortis künstlich zu erlernen, als den geringeren der stimmlosen Lenis zur Fortis. In guten Schulen lernen heutzutage die hochdeutschen Kinder ohnedies die französischen und englischen stimmhaften Konsonanten sprechen. Einem phonetisch geschulten Lehrer wird es nicht schwer sein, ihnen die Anwendung dieser Laute auch im Deutschen beizubringen.

26) Weiteres Material für orthographische Verwechslungen bei Vokalen und Konsonanten findet sich bei K. v. Bahder, Grundlage des nhd. Lautsystems. Strassburg 1890.

27) Ich weise hier noch hin auf die ausserordentlich zahlreichen Fälle des unetymologischen *p* (*Bokal, Banier, Bülz, butzen, birschen* etc., vgl. v. Bahder 224 ff.), die als Reste oberdeutscher Schreibung in unserer Orthographie hängen geblieben sind und nun nur nach dem Schriftbilde von dem gleichwertigen anlautenden *b* geschieden werden müssen. — Ferner sprechen wir mit der Berliner Konferenz *manche*, aber *billige*, während wir 'unbeeinflusst vom Schriftbilde' doch umgekehrt *mange*, aber *billiche* (vgl. dazu unten Anm. 41) sprechen müssten. Im 18. Jahrhundert war die Schreibung der Deminutiva mit *-gen (Mädgen, Häusgen)* ziemlich verbreitet. Hätte diese Schreibung gesiegt, so würden wir heute Verschlusslaut *g* sprechen müssen. Auch in den orthographischen Vertauschungen der weichen und harten *s* (mhd. ȝ), wie *Ameise, Kreis, Los* und *losen, verweisen*, hat unsere Aussprache dem Buchstaben zu folgen. Ueber die Scheidung der Gruppen *Kirsche* — *Hirse* s. u. Anm. 40. — Als Rest des rein graphischen *j* im Anlaut (*jhm, jhr* etc. im 16. Jh.) ist bestehen geblieben *je, jeder, jemand, jetzt*, was heute richtig *ie* (d. i. *ı*), *ieder, iemand, ietzt* heissen sollte (wie *nie, niemand*). Aber unter Einfluss der Niederdeutschen, die hier von alters her konsonantisches *i* hatten, sprechen wir *j*. — Auf dem vokalischen Gebiete ist hervorzuheben, dass die seit dem 17. Jahrhundert in der Orthographie nach naiv-etymologischen Gründen geregelte Setzung des *ä* nun auch gegen die wirkliche Etymologie und gegen die lebendige Volkssprache von uns durch die Aussprache nachgebildet werden muss. Unbeschadet der von der Berliner Konferenz nicht entschiedenen Frage, ob man die geschriebenen langen *e* nach der hochdeutschen Volkssprache als geschlossene und offene scheiden dürfe (*heben* gegen *leben*, s. darüber unten Anm. 34), steht doch fest, dass jedes geschriebene *ä* als offenes *e* gesprochen werden muss, so dass wir z. B. jetzt *drehen, wehen* von den gleichwertigen *e* in *nähen, krähen, säen* etc. trennen müssen. Grade auf dem Gebiete des *ä* hat unsere nhd. Schreibaussprache die alten Verhältnisse schon definitiv zerstört.

28) Die älteren Orthoepiker bis auf Heyse sind einig in der Forderung, *ei* und *ai* in der Aussprache zu scheiden; auch *eu* und *äu* wollen sie getrennt gesprochen haben, vgl. Heyse, Theoretisch-praktische deutsche Grammatik, 5. Ausgabe, 1838, I, S. 163. Es gelang der (phonetisch naiven) Schule aber nicht, entgegen der lebenden Sprache, hier die Verschiedenheit der Schreibung durch akustisch deutliche Kontraste wiederzugeben. — Vgl. Luick, Deutsche Lautlehre, § 142 und unten Anm. 37**).

29) Heyse 1, 195.

30) Vgl. hiezu Wilmanns, Die Orthographie (1887), S. 9 ff.

31) Siebs², S. 37 ff., vgl. S. 87 f.; Luick, Deutsche Lautlehre, § 137 ff.

32) Siebs², S. 13 will das freilich nicht glauben. Aber hier hat die Praxis gegen die Theorie nun einmal Recht. Unsere Schriftsprache ist eben durchaus ein Kunstprodukt, auf dem Papiere entstanden. Sie dient den Zwecken des Verkehrs und durchsetzen wird sich, was ihrem ganzen Entwicklungsgange, ihren praktischen Zwecken gemäss ist, nämlich die auf dem Papiere entstandene einheitliche Sprache immer vollständiger auch zur gesprochenen Kunstsprache zu machen. Auf regelrechte sprachgeschichtliche Entwicklung kommt es hier gar nicht an, so unangenehm das auch uns Sprachhistoriker berühren mag. Ich empfehle zur Beachtung die wie mir scheint nicht genug gewürdigte Abhandlung Adolf Noreen's in den Indog. Forschungen 1, 95 ff. 'Ueber Sprachrichtigkeit', dessen Ansichten über rationelle oder zweckmässige Sprachentwicklung sehr viel Richtiges bieten, wenn man ihm auch nicht überall hin folgen wird. Vgl. dazu A. Johannsen, ebd. S. 232 ff.

33) Dass dies der Grund ist, legt richtig dar Trautmann, Kleine Lautl., S. 96. Wenn er freilich von dem 'Zuge zur orthographischen Lautgebung' spricht, der uns 'mehr und mehr' ergreife, so verkennt er eben, dass von jeher die Schreibung die Grundlage unserer gebildeten Aussprache gewesen ist. — Wie beim *g* verhält es sich auch beim inlautenden *b*. Hier hat ganz Niederdeutschland an den etymologisch entsprechenden Stellen Spiranten, ebenso ganz Mitteldeutschland (ausser kleineren Teilen, Behaghel, Grundriss I.² 722 ff.) und ein grosser Teil von Oberdeutschland. Hier hätten Viëtor und Trautmann, wenn die gesprochene Sprache massgebend sein sollte, ebenso gut die spirantische Aussprache für Norm erklären sollen. Aber es ist mit dem Buchstaben *b* im Anschluss an den Anlaut und die französisch-englische Geltung des Zeichens von Schule und Bühne schon so fest und so übereinstimmend der Begriff des Verschlusslauts verbunden worden, dass das 'weg mit dem Schriftbilde' hier nicht mehr verfangen hätte. Befördert war die Bewegung dadurch, dass die hochdeutschen Spirantengebiete im Auslaut den Verschlusslaut sprechen. — Rein dem Buchstaben zu Liebe ausgeklügelt ist die auf der Bühne geübte Aussprache der auslautenden *b*, *d*, *g* (sie kommen wesentlich nur nach langem Vokal vor, da nach kurzem nhd. Dehnung gilt): man hatte das Bestreben, sie von den geschriebenen *p*, *t*, *k* im Auslaut künstlich zu scheiden, also *das Rad* gegenüber *der Rat* (Siebs², S. 74—76 sub III, vgl. dazu Luick, Deutsche Lautlehre, S. 85—88). Man wagte aber noch nicht so weit zu gehen, die englischen stimmhaften Verschlusslaute in den deutschen Auslaut einzuführen, obwohl dies das eigentlich Systemgemässe gewesen wäre. Die Schule ist bis zu diesen Feinheiten der Buchstabenaussprache noch nicht vorgedrungen, wie auch noch Viëtor einfach lehrt, dass auslautendes *b*, *d*, *g* als *p*, *t*, *k* zu sprechen sei. — Interessant ist der Buchstabe *v*, bei welchem im Deutschen zwei verschiedene Lautgeltungen sich abgelöst haben. Die ältere war harter stimmloser Spirant (= *f*), welche in den Anlautfällen wie *Vater*, *voll* (neben *füllen*), *vor* (neben *für*) sich bis heute gehalten hat, inlautend nur in *Frevel*. Dem zufolge sprach

man früher auch in der deutschen Aussprache des Latein jedes lateinische *v* als *f*, also *ferbum*, *afe*. Das galt bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts durchaus; noch in meiner Jugend habe ich ältere Vertreter dieser Lateinaussprache gekannt (vgl. auch Trautmann, Die Sprachlaute, S. 303). Im Laufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts setzte sich aus gelehrten Erwägungen die Aussprache des lat. *v* als weicher (stimmhafter) labiodentaler Spirant durch. Indem die französisch-englische Geltung des *v* besonders in den vielen Fremdwörtern stützend hinzutrat, bildete sich in Schule und Praxis nunmehr das Gefühl heraus, dass auch im Deutschen das *v* als weicher Spirant zu sprechen sei. Man sprach also — abgesehen von den bekannten deutschen Wörtern mit a l t e m *v* (*Vater* etc.) — nun in dubio stets den weichen Laut, auch in allen wesentlich nur durch die Schrift nahegebrachten deutschen Namen, wie *Vilmar*, *Verden*, *Villach*. Die Durchführung ist aber durch die Historiker gestört worden, welche lehrten, dass die an Ort und Stelle geübte Aussprache mit *f* als die historisch richtige zu fordern sei.*) Diese haben auch auf der Berliner Konferenz (Siebs[2], S. 58) die *f*-Aussprache solcher Namen durchgesetzt, sind aber dem schon weit vorgedrungenen Neu-*v* gegenüber in Halbheiten stecken geblieben. Sie hätten ruhig *Varel*, *Vilmar* etc. mit weichem Spiranten passieren lassen sollen, wie sie das in *Hannover* ('trotz der ortsüblichen Aussprache') mit Recht getan haben.**) Auch neben *Sievers* hätten sie den *Siefers* unterdrücken können. Ohne dieses Dazwischentreten wäre heute das Neu-*v* völlig durchgeführt bis auf die Reste des Alt-*v* in der Reihe *Vater* etc. Und auch dieses würde bei ungestört gebliebener Schreibaussprache wohl schliesslich dem Neu-*v* gewichen sein, wenn man nicht noch rechtzeitig die wünschenswerte Aenderung der Orthographie in *Fater*, *foll* etc. durchgeführt haben würde.***) — Für den Buchstaben *y* ist (zugleich mit gesteigerter Korrektheit in der Aussprache

*) Schon vor mehr als dreissig Jahren kämpfte R. Hildebrand in seinen Vorlesungen gegen die damals schon allgemein geübte Aussprache des Namens des Literarhistorikers *Vilmar* mit weichem Spiranten: es müsse *Filmar* heissen!

**) Die 'ortsübliche' Aussprache hat überhaupt gegenüber der schriftgemässen keine Aussicht auf allgemeindeutsche Annahme. Vgl. z. B. *Duisburg* (ortsüblich *Düsburg*; so allerdings auch Siebs[2] S. 53, vgl. Viëtor, Phon.[5] S. 70), *Ems* (ortsüblich *ēms* mit langem geschlossenem *e*) und vieles andere. Deshalb hat die Bühnensprache auch mit Recht das schriftgemässe *Mägdeburg* (nach *Magd*) festgesetzt statt des in der Provinz Sachsen allein üblichen *Mächdeburg* (mit niederdeutscher Kürze, oben Anm. 7).

***) In einer ähnlichen Umwertung ist jetzt das Zeichen *w* begriffen, dessen Erfindung auf germanischem Boden durch das Bedürfnis hervorgerufen wurde, den b i l a b i a l e n Konsonanten (ursprünglich *u*-consonans) wiederzugeben. Die Aussprache des *w* ist in den oberdeutschen und mitteldeutschen Mundarten noch jetzt durchaus bilabial und demgemäss haben die Angehörigen dieser Gebiete auch in der Schriftsprache stets das *w* bilabial ausgesprochen. Im Niederdeutschen aber ist (wie im Romanischen das lat. *v* schon längst) das alte germanische bilabiale *w* zum Labiodental geworden. In den letzten Jahrzehnten fängt nun diese norddeutsche Aussprache des *w* auch auf hochdeutschem Gebiete an als feiner zu gelten und die Bühnenaussprache hat sie angenommen. Wenn also an Stelle des hochdeutschen bilabialen *w* der labiodentale weiche Spirant in der Normalaussprache gilt, so haben wir für diesen Laut nun z w e i Zeichen, *w* und das Neu-*v*, ebenso wie für den entsprechenden harten Spiranten *f* und Alt-*v*. Da wäre es wirklich dringlich, zu einer Orthographiereform zu schreiten, das nun überflüssige *w* wegzutun und wie die Romanen nur *f* und *v* zu schreiben (*Fater* und *Vasser*).

des deutschen *ü*) die Aussprache als *ü* (nicht *i*) die systemgemässe und im Vordringen begriffene. Dem hätte die Berliner Konferenz noch mehr nachgeben dürfen (Siebs[2], S. 53, sub IV; vgl. Viëtor, Phon.[5], S. 132 ff.). Von 'Pedanterie' wird hier nur der sprechen können, der wie der Oesterreicher (vgl. Luick, Deutsche Lautlehre, § 71 Anm.) auch die Aussprache *übel* für das naturgemässe *ibel* als geziert betrachtet.*) — Auf der Vorstellung, dass das geschriebene *ng* einheitlich gesprochen werden müsse, beruht auch die in der Bühnenaussprache heimische Aussprache von *lang*, *jung* als *laŋ*, *juŋ*, während in Obersachsen und überwiegend in Norddeutschland die sprachlich ältere *laŋk*, *juŋk* herrscht. Die verschiedene Schreibung von *lang* und *Dank* erheischte notwendig auch eine verschiedene Aussprache. Vgl. Viëtor, Phon.[5], S. 257 f.**) — Endlich noch der Hinweis, dass auch die Forderung der Bühnensprache, in der Endsilbe *-em*, *-en*, *-el*, *-er* das *e* wirklich zu sprechen, allein durch die Schreibung hervorgebracht ist, da die natürlich gesprochene Sprache hier nur silbische *m*, *n*, *l*, *r* kennt. Die von der Bühne gewollte Schreibaussprache wird auch sonst von Leuten geübt, die stark unter dem Einflusse des Schriftbildes stehen (vgl. Viëtor, Phon.[5], S. 151 f., Trautmann, Kl. Phon., S. 87 ff.) und ist gewiss als systemgemäss anzuerkennen. Wenn das aber mit der weiteren Hörbarkeit begründet wird (Siebs[2], S. 42, Luick, S. 77), so ist das Verwechslung von Ursache und Wirkung. Ob wohl die englische Bühne in Fällen wie *lesson*, *bacon* etwas anderes als silbisches *n* spricht?

34) Vgl. hierzu meine Ausführungen Beitr. 13, 580 und Viëtor, Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren, S. 24, Phon.[5], S. 117 f. — Bei dem grossen Schwanken der hochdeutschen Stämme in Einzelheiten der *e*-Laute würden die Germanisten der Berliner Konferenz ihrem Prinzip 'weg mit dem Schriftbilde' folgend

*) Im älteren Deutsch hatte das *y* ausser dem griechischen υ noch eine sehr starke einheimische Quelle. Es war aus der zunächst rein graphischen langen Form des *i*, die als *j* bei uns geblieben ist, entstanden, besonders in der Zusammenrückung aus *ij*, welche als Doppelschreibung das lange *ī* bezeichnete. So wurde *y* (wie im Englischen und Niederländischen) noch in Drucken des 16. Jahrhunderts regelmässig angewendet für das alemannische undipthongierte *ı* (*schyn*, *by* etc). Es stand aber auch allgemeindeutsch im 16. Jahrhundert für einfaches *j* im Anlaut (*ye*, *yhm*) und besonders im Diphthong (*frey*, *seyn*). Vgl. Wilmanns, die Orthographie (1887) S. 86. — Im 16. und 17. Jahrhundert wurden natürlich alle *y* als *i*-Laute behandelt und gesprochen. Nachdem aber die einheimischen *y* allmälich beseitigt waren, am spätesten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das *ey* im Diphthong, so waren nur allein die *y* der griechischen Fremdwörter übrig geblieben. Für das griechische υ wurde zur Zeit des Neuhumanismus auf die *ü*-Aussprache gedrungen, ebenso wie damals die deutsche Aussprache des lateinischen *c* reformiert wurde. Schon Voss in seiner *Odüssee* wollte durch die Schreibung *ü* in griechischen Namen diese Aussprache erzwingen. Und seitdem gilt für alle, die in deutschen Wörtern ein korrektes *ü* sprechen, auch für das *y* griechischer Wörter die *ü*-Aussprache als die normale. Das geht soweit, dass man auch bei den noch jetzt in der Schweiz stehen gebliebenen altalemannischen *y* (= *ī*) z. B. *Schynige Platte*, *Seldwyla* schon *ü* gesprochen hört. — Umgekehrt hat das Englische, welches allerdings die einheimischen *y* (aus *ij*, *j*) in grossem Umfange bewahrt hat, nun dem griechischen *y* durchaus den *i*-Laut gegeben.

**) 'Sprachgeschichtliche Entscheidung' (Sievers bei Siebs, S. 70) bietet die Analogie von *Lamm*, *Lämmer* keineswegs. Die Assimilation ist im Gegenteil geschichtlich immer zuerst nur intervokalisch und erst später analogisch in den Auslaut gedrungen. Zu *laŋŋe*, aber *laŋk*, vgl. mundartlich *Kint*, aber pl. *Kinner* oder *Kiŋŋer*.

nur dann zu einem Resultat gekommen sein, wenn sie entschlossen die obersächsische Aussprache der *e*-Laute als mustergiltig hätten vorschreiben wollen. Sie würden damit auch insofern systemgemäss gehandelt haben, als die Abweichungen vom Schriftbilde, die von älterer Zeit her in der Normalaussprache sich gehalten haben, alle obersächsischer Herkunft sind (s. S. 19 u. Anm. 36. 37). Aber gegenüber der Tatsache, dass die Buchstabenaussprache der *e*-Laute schon als das Ideal betrachtet und von der Bühne im Prinzip gehandhabt wurde, soweit die Schauspieler ihrer Stammessprache darin Herr wurden (vgl. Luick, Deutsche Lautlehre, § 114), wagten sie nicht diesen Schritt zu tun. Werden doch die Obersachsen von den buchstabenmässig sprechenden Niederdeutschen schon gern mit ihrer historisch richtigen offenen Aussprache *äben*, *sähen*, *läben* gehänselt. So kamen sie denn zu den bei Siebs², S. 40 zu lesenden Halbheiten. Rücksichtsloser ist Trautmann, der (Kl. Phon., S. 80f.) kurzweg die oberdeutsche Trennung der *e*-Laute für den Kunstredner vorschreibt. Er vergisst nur leider zu sagen, welche hochdeutsche Provinz für die Einzelheiten massgebend sein solle. In der Praxis würde daraus sich die Regel ergeben: Jeder spreche die *e*-Laute, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Auf diesem Wege ist natürlich eine Einigung der Aussprache nicht zu erreichen und man sieht nicht ein, weshalb dann nicht auch in anderen Fällen jene bequeme Regel gelten soll.

35) Quellen und Forschungen, Heft 89. Strassburg 1901.

36) Die ursprünglich obersächsische Grundlage unserer Schriftaussprache wird ganz besonders erhärtet durch die Quantitätsverhältnisse, welche mittels der Schrift öfter nicht genügend gekennzeichnet werden. Ausser dem schon oben Anm. 7 bemerkten sei hier noch besonders auf die Resultate von Ritzert hingewiesen, der Beitr. 23, 215 ff. feststellt, dass gegenüber den meisten hochdeutschen Dialekten die schriftsprachlichen Verhältnisse vor *t* und *m* am besten zum Obersächsischen stimmen, also z. B. die Länge des *a* in *Vater* gegenüber *Vatter* etc. Und wenn die Schriftsprache Dehnung in einsilbigen Worten, wie *Hōf*, *Glās* hat, so tritt sie mit dem Obersächsischen und sonstigen Hochdeutschen im Gegensatz zu Niederdeutschland, welches hier allgemein die Kürze (*Hòf*, *Glàs*) festhält und zeugt damit gegen die Theorie von der 'hochdeutschen Form in niederdeutscher Aussprache' (oben S. 10 ff. und Anm. 15). Wir müssen eben zwei Perioden unterscheiden, eine erste vom 16.—18. Jahrhundert, in welcher sich eine obersächsische Normalaussprache ausbildete, indem man die Schriftbilder mit den Mitteln obersächsischer Lautgebung möglichst getreu wiederzugeben trachtete. In dieser Normalaussprache hatten schon die obersächsischen Quantitäten und vieles andere ein festes Dasein gewonnen. Seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts wurde nun diese obersächsische Aussprache modifiziert durch das Norddeutsche. Dies war erst recht eine 'spelling pronunciation', indem die Buchstaben von den sprachfremden Niederdeutschen nun mit niederdeutscher Lautung wiedergegeben wurden, was wegen der dadurch ermöglichten scharfen Scheidung der Konsonanten auf die Hochdeutschen Eindruck machte.*) Aber die

*) Vgl. die oben Anm. 15 zitierten Ausführungen Goethes zu Eckermann.

ursprünglich obersächsische 'spelling pronunciation' ist doch als Grundlage geblieben und durch die norddeutsche Aussprache nur teilweise verdrängt worden.

37) Eine obersächsische 'speaking pronunciation', und zwar eine recht alte, ist auch die Wiedergabe des schriftsprachlichen *ei* durch *ai* (genauer *ae*), die auf dem grössten Teile des hochdeutschen Diphthongierungsgebiets herrscht (nur das Schwäbische hält das echte alte *ei* fest). Sie hat die Versuche, die geschriebenen *ai* und *ei* durch die Aussprache zu scheiden, resultatlos gemacht (oben S. 17 und Anm. 28*) und verwirrt noch jetzt unsere Aussprache des Griechischen, die *ει* und *αι* zusammenwirft. Unser *ei* ist als historische Schreibung zu betrachten. Die Norddeutschen haben hier die obersächsische Aussprache einfach übernommen. — Etwas anders verhält sichs wohl mit unserer Normalaussprache des geschriebenen *eu*, *äu* als *oi* (genauer *oö*, Siebs, S. 54), die ebenfalls für unsere Schulaussprache des Griechischen durch Zusammenwerfen des *ευ* und *οι* verhängnisvoll geworden ist. Ich bin geneigt, dieselbe für eine spelling pronunciation zu halten. Da in den meisten hochdeutschen Gebieten die in nhd. *eu* zusammengefallenen mhd. *eu* und langen *ü* zu den mhd. *ei* und *î* entsprechenden Lauten geworden sind (obersächs. *Bēme* und *Haiser*, vgl. rheinfr. *Bām* und *Haiser*), so sprach man zunächst in Mitteldeutschland auch das geschriebene *eu* wie das geschriebene *ei*, also obersächsisch altschriftsprachlich zunächst *Baime* und *Haiser*. Dagegen kämpfte schon von früh an die Schule (vgl. Gottsched) vom Standpunkte der Schreibung aus und *Boime*, *Hoiser* würde sich als schulmässig gerundete Aussprache des zugrunde liegenden *Baime*, *Haiser* verstehen lassen. Auf jeden Fall ist das *oi* als die feinere obersächsische Aussprache zu betrachten, welche wieder von den Norddeutschen schon früh (17.—18. Jahrhundert?) nachgeahmt wurde und jetzt als Norm gilt. — Uebrigens gibt es landschaftliche Aussprachen des schriftsprachlichen *eu*, *äu*, welche als ersten Komponenten statt des *o* einen mehr dem *e* oder *ö* sich nähernden Laut verwenden. Vgl. Viëtor, Phon.[5], S. 81 f. Man wird diese als schriftgemässere Formen bezeichnen müssen, vielleicht fussend auf Lautmaterial, welches in den entsprechenden Volksdialekten vorliegt. Aber an eine Durchführung dieser an sich besseren und zweckmässigeren Aussprache ist jetzt ebensowenig mehr zu denken, als an eine künstliche Einführung der Schriftaussprache des *ei* mit wirklichem *e* als Anfangslaut.

38) Vgl. Viëtor, Phon.[5], S. 239. — In den österreichischen Mundarten wird noch weitergehend z. B. in *machst*, *lachst*, *weichste* ebenfalls *ks* gesprochen (Luick, Deutsche Lautlehre, § 175).

---

*) Dass die deutschen Ostseeprovinzen das schriftgemässe *ei* sprechen und dadurch nach der Schreibung *ai* und *ei* (*die Haide* und *der Heide*) zu scheiden vermögen (Vgl. Behaghel, Pauls Grundr. I[2] 680, Viëtor, Phon.[5], S. 97) ist bemerkenswert. Man könnte versucht sein anzunehmen, dass die zum grossen Teil ostmitteldeutschen Einwanderer (vgl. die mitteldeutschen Gebiete der Provinz Preussen, s. auch Kuhn und Schleichers Beiträge 8, 92 ff.) aus ihrer Heimat noch die ursprüngliche Geltung des *ei* mitgebracht hätten, während im Mutterlande *ei* (aus mhd. *î*) sich zu *ai* wandelte. Es kann aber auch auf verhältnismässig junger spelling pronunciation beruhen.

39) Hätte der Gegendruck nicht so frühzeitig eingesetzt (vgl. z. B. Schleicher, Die Deutsche Sprache, 1860, S. 205f.), so würde Schule (und Bühne) das systemgemässe *st, sp* durchgeführt haben und die Bühnenkonferenz hätte nicht umhin gekonnt, die Tatsache festzustellen. — Dass aber die Schule noch jetzt vereinzelt für die verlorene Sache kämpft, erwähnt Luick, Deutsche Lautlehre, § 171 Anm.

40) Vgl. Viëtor, Phon.[5], S. 191ff. Schon K. Heyse (1838) 1, 170f., der die schriftgemässe niederdeutsche Aussprache des *st, sp* eigentlich für die richtige hält, gibt, seiner sprachgeschichtlichen Bildung folgend, die *sch*-Aussprache zu, empfiehlt aber, für *st, sp* einen zwischen dem *s* und dem eigentlichen *sch* in der Mitte liegenden Laut zu sprechen. — Gesiegt haben dagegen die Praktiker mit Hilfe der norddeutschen Lautung über die gemeinhochdeutsche Sprechsprache bei der schon oben S. 10 besprochenen inlautenden Verbindung *rs*, in welcher das gemeinhochdeutsche *sch* nur da gesprochen wird, wo die Orthographie dasselbe rechtzeitig fixiert hat (*Kirsche, Hirsch, Arsch, Barsch, birschen, Kürschner* etc.), während in den andern (*Vers, Ferse, Hirse, Mörser*, Gruppe *rst* wie *Fürst, Durst, Wurst, Bürste* etc.) jetzt nach dem Buchstaben auch von den Hochdeutschen ein reines (niederdeutsches) *s* durch die Normalsprache gefordert und von den Gebildeten in Vortragssprache und höherem Verkehr auch schon grösstenteils geleistet wird.

41) Siebs, Deutsche Bühnenaussprache[2], S. 73f. Von den Gründen ist nur der erste von Belang, dass an vielen Bühnen sich das *-ich* eingebürgert habe: nur hätte die Konferenz ruhig das an andern Bühnen eingebürgerte und überall daneben vorkommende *-ig (-ik)* sanktionieren sollen. Der zweite Grund, dass die Aussprache *-ich* in fast ganz Mittel- und Niederdeutschland, sowie in einem Teile von Oberdeutschland herrsche, beweist zu viel: denn danach hätte die Konferenz, wie es Viëtor und Trautmann wollen, für alle in- und auslautenden *g* die spirantische Aussprache gegen die am Buchstaben haftenden Bühnenpraktiker durchsetzen müssen. Ganz seltsam ist der dritte Grund, dass schon früh mit den alten *-ig*-Formen solche verwechselt seien, die auf *-ich* ausgingen, 'in denen nur solche Leute *-ig* sprechen, die von dem Schriftbilde beeinflusst sind; z. B. heisst es eigentlich *adellich, billich, eklich, Reisich, Rettich, Essich*'. Als ob nicht solche orthographische Verwechslungen auf Grund der gesprochenen Sprache massenhaft in unserer Schriftsprache vorkämen. Hier herrscht doch, wie oben hervorgehoben, in der korrekten Aussprache jetzt überall das Schriftbild. Oder spricht etwa Siebs, vom Schriftbilde unbeeinflusst, *Schläufe, flistern, Bülz* oder *Bokal*? Ebensogut wird man natürlich *adlig, billig* etc. gegen die Etymologie mit Verschlusslaut sprechen dürfen. Die Oberdeutschen, die ihren Verschlusslaut in der Aussprache der Schriftsprache auch bei *-ig* durchführen, tun dies selbstverständlich. Und im Inlaut will doch wohl auch Siebs *adlige* mit *g* sprechen?

Einen vom historischen Standpunkte sehr gewichtigen Grund lässt sich Siebs noch dazu ganz entgehen. Das in der mitteldeutschen Schriftsprache der mhd. Zeit sehr häufige *i* unbetonter Silben hat sich in unserer nhd. Schriftsprache nur festgesetzt vor dem folgenden palatalen Spiranten *g*, der dem *i* in der Artikulationsstelle nächststehend ist. Unser *i* in *König, heilig, zwanzig* etc. ist also mit der spi-

rantischen Aussprache des *g* auf das engste verbunden; im Oberdeutschen, wo das *g* als Verschlusslaut gesprochen wurde, schrieb man schon mhd. *künec, heilec, zweinzec.* Mit einem ursprünglichen ahd. *i* haben diese md. *i* vor *g* gar nichts zu tun, denn *heilig* ist ahd. *heilag*, *zwanzig* ist ahd. *zweinzug.* Die gleiche Erklärung finden aber auch die *i* in nhd. *Nachtigall* und *Bräutigam*, die im oberdeutschen mhd. *nahtegale* und *briutegome* heissen. Es ist unzulässig, mit Grimm's Wb. in diesen *i* den ahd. vollen Vokal zu sehen (schon N. hat *briutegomo* und die überwiegende ahd. Form ist *nahtagala*, *nahtegala*, Graff IV, 178). Das *i* ist nur die Form des abgeschwächten Endsilbenvokals vor spirantisch-palatalem *g*. Wenn wir nun in *Nachtigall* und *Bräutigam* jetzt in der Normalaussprache den Verschlusslaut *g* sprechen, so werden wir es ebenso in der Endsilbe *-ig* tun dürfen. In den mehrsilbigen Formen vor Vokal fordert ja die Bühnensprache selbst schon den Verschlusslaut.

42) Erbe, fünfmal sechs Sätze, S. 11. Auch in badischen Schulen ist nach südbadischem Vorbilde (s. oben Anm. 8) die Verschlusslautaussprache des *-ig* verbreitet. — Zaghaft äussert sich unter dem Einfluss der Inkonsequenz der Bühnenaussprache Luick, Deutsche Lautlehre, § 163: 'Die Schule möge beim Schreibunterricht vorläufig aus praktischen Gründen den Verschlusslaut gebrauchen, aber im übrigen das *γ* nicht befehden'. Vgl. jetzt auch Viëtor, Phon.[5], S. 175 Anm. 7.

43) *Wain* Wagen, *sain* sagen, *jaid* Jagd u. a., vgl. Verf. in Kuhn und Schleichers Beitr. z. vgl. Sprachf. 8, 92 f. — In *Hain* aus *hagen* ist eine dieser ostmitteldeutschen Kontraktionen in die Schrift aufgenommen und wird deshalb nun von uns auch gesprochen. Obersächsisch sind diese *ai* später teilweise zu *ā* kontrahiert, so in Leipzig, weshalb Gottsched gegen die Aussprache *Hahn* für *Hain* polemisiert ([3], S. 44). — Den englischen Verhältnissen würde es also entsprechen, wenn wir historisch *der Hagen* schrieben und nach obersächsischer Lautung *der Hain* oder vielmehr der späteren Entwicklung gemäss *der Hān* sprächen.

Chronik der Universität.

Bevor ich zu dem zweiten Teile der heutigen Feier übergehe, der Verkündung der akademischen Preise, fällt mir die Aufgabe zu, über die bedeutsameren Vorkommnisse des abgelaufenen Jahres zu berichten.

Das Grossherzogliche Haus hat im verflossenen Jahre durch den Tod Ihrer Grossherzoglichen Hoheit der Fürstin Leopoldine zu Hohenlohe-Langenburg am 23. Dezember 1903, Seiner Durchlaucht des Fürsten Ernst zu Leiningen am 6. April 1904 und Ihrer Grossherzoglichen Hoheit der Fürstin Sophie zur Lippe am 7. April 1904 schwere Verluste erlitten: ihrer Anteilnahme an den für Seine Königliche Hoheit den Grossherzog und das Grossherzogliche Haus schmerzlichen Ereignissen hat die Universität Ausdruck verliehen.

Die Frequenz der Hochschule war auch im abgelaufenen Jahre eine günstige. Im Sommersemester waren 1655 Studierende immatrikuliert, darunter 33 Frauen, nämlich 71 Theologen, 566 Juristen, 292 Mediziner, 395 Philosophen, 331 Naturforscher, nebst 126 Hospitanten und 36 Hörerinnen - insgesamt 1817 Hörer. Im laufenden Wintersemester beträgt die Zahl der Immatrikulierten 1371, darunter 32 Frauen, nämlich 59 Theologen, 399 Juristen, 261 Mediziner, 363 Philosophen, 289 Naturforscher neben 150 Hospitanten und 30 Hörerinnen, insgesamt 1551 Hörer. Die Gesamtfrequenz des vorigen Wintersemesters ist dadurch um 16 überschritten, trotzdem wir bei der Aufnahme von Ausländern hinsichtlich ihrer Vorbildung strengere Anforderungen geltend gemacht haben. Und während das letzte Sommersemester hinter dem Sommer 1903 um ein geringes zurückblieb, so haben wir in diesem Semester die höchste in einem Winter überhaupt bisher erreichte Zahl.

Bei diesem Anlasse sei es mir gestattet, einen vergleichenden Rückblick auf die Entwicklung unserer Frequenzen im letzten Jahrhundert zu werfen. Ich berücksichtige dabei nur die immatrikulierten Studenten, deren genaue Zahlen wir seit 1807 besitzen. Bis 1851 stehen sich die Frequenzen des Sommer- und Wintersemesters ungefähr gleich, ja es findet sich sogar überwiegend im Winter die etwas höhere Zahl. Dabei bewegt sich die Gesamtfrequenz meist um 600. Nur in den ersten dreissiger Jahren fand eine Flutwelle statt, die im Winter 1831/32 die Frequenz über die Zahl 1000 hob, welche Zahl dann zuerst wieder im Sommer 1883

überschritten worden ist. Seit 1852 macht sich für Heidelberg das Zeitalter der Eisenbahnen geltend. Von da ab ist regelmässig die Zahl des Sommers grösser als die des Winters. Nur noch einmal (von einer Abweichung infolge des Krieges 1871 abgesehen) im Winter 1861/62 überstieg die Winterzahl um ein geringes den vorhergehenden Sommer. Aber die Spannung zwischen Sommer und Winter war in den 50er und 60er Jahren noch gering, die Differenz betrug nur ausnahmsweise über 100, meist weniger. Die Gesamtzahl bewegte sich auch in diesen beiden Jahrzehnten noch im Mittel um 600. Erst nachdem 1870/71 die Mainlinie überbrückt war, wurde Heidelberg zur eigentlichen Sommeruniversität. In den 70er Jahren war die Spannung am grössten: bei durchschnittlich 500 im Winter stiegen die Zahlen des Sommers auf 800 und darüber. Das war ein ungesundes Verhältnis, welches im Laufe der 80er Jahre allmählich sich besserte. Während die Frequenz sich stetig hob — seit 1889 ist im Sommer und seit 1894 auch im Winter die Zahl 1000 dauernd überschritten — verminderte sich die Differenz zwischen beiden Semestern. Sie betrug in der Zeit von 1887 bis 1899 nur etwa 100 bis 200. Erst in den letzten fünf Jahren ist sie, der gesteigerten Gesamtfrequenz entsprechend, wieder etwas gestiegen. Aber wenn in den letzten drei Jahren die Zahlen des Sommers sich um 1650, die des Winters um 1350 bewegten, so würden, nach dem Massstabe der 70er Jahre gemessen, einer Winterfrequenz von 1350 sommerliche Zahlen von über 2000 entsprechen müssen. Es zeigt sich also, dass Heidelberg jetzt keine blosse Sommeruniversität mehr ist, sondern die Mehrzahl ihrer Hörer auch im Wintersemester festzuhalten weiss. Und das ist im Interesse stetig fortlaufender wissenschaftlicher Arbeit freudig zu begrüssen.

Schwere Verluste hat die Universität im verflossenen Jahre erlitten:

Vier akademische Lehrer sind ihr durch den Tod entrissen worden. Am 3. Januar starb in Leipzig der ordentliche Professor des römischen und deutschen bürgerlichen Rechts, Geheimerat Dr. Otto Karlowa, welcher an unserer Universität 32 Jahre hindurch als Lehrer und Gelehrter hervorragend gewirkt und sich ein dauerndes Andenken in unseren Herzen geschaffen hat. Ihm folgten die ausserordentlichen Professoren: Hofrat Dr. Zacharias Oppenheimer am 25. Juni, Dr. Friedrich Eisenlohr am 21. Juli und Dr. Hermann Strauch am 28. September, welche alle eine lange Reihe von Jahren dem Lehrkörper angehört haben; die Universität wird ihnen ein treues und dankbares Andenken bewahren.

Auch den frühzeitigen Tod dreier hoffnungsvoller Akademiker haben wir zu beklagen: stud. med. Charles Lilienfeld aus Frankfurt a. M. starb am

30. Dezember 1903, stud. chem. Otto Klucke aus Ostharingen am 1. Januar, stud. phil. August Schrader aus Mainz am 15. Februar.

Im akademischen Lehrkörper sind mehrfache Änderungen eingetreten:

Als Ordinarien an andere Universitäten wurden berufen:

Der ausserordentliche Professor Dr. Rudolf His nach Königsberg und der ordentliche Professor der Psychiatrie Dr. Karl Bonhoeffer, der den hiesigen Lehrstuhl nur ein Semester innehatte, nach Breslau.

Einem Rufe als etatmässige ausserordentliche Professoren folgten:

Der ausserordentliche Professor Dr. Ludolf Brauer nach Marburg und der ausserordentliche Professor Dr. Georg Landsberg nach Breslau. Privatdozent Dr. Franz Soetbeer hat sich an der Universität in Greifswald habilitiert.

Honorarprofessor Dr. Rudolf Brünnow ist aus dem Lehrkörper ausgeschieden.

Diesen Verlusten steht aber ein reicher Gewinn gegenüber:

Für den durch die Zuruhesetzung des ordentlichen Professors Dr. Max Weber erledigten Lehrstuhl der Nationalökonomie und Finanzwissenschaft wurde der ordentliche Professor Dr. Eberhard Gothein an der Universität Bonn und als Nachfolger des verstorbenen Geheimerats Dr. Otto Karlowa der ordentliche Professor Dr. Friedrich Endemann an der Universität Halle berufen, während die binnen Jahresfrist zum zweiten Male in Erledigung gekommene ordentliche Professur der Psychiatrie und die Direktion der Universitätsirrenklinik dem ausserordentlichen Professor an unserer Universität Dr. Franz Nissl übertragen wurde.

Dem ausserordentlichen Professor Dr. Bettmann wurde für das Fach der Haut- nnd Geschlechtskrankheiten ein Lehrauftrag erteilt. Mit der Abhaltuug altdeutscher Übungen im Germanisch-romanischen Seminar wurde der ausserordentliche Professor Dr. Ehrismann beauftragt.

Habilitiert haben sich: in der juristischen Fakultät: Landgerichtsrat Dr. Karl Heinsheimer aus Mannheim (für bürgerliches Recht und Civilprozess), Dr. Gustav Radbruch aus Lübeck (für Strafrecht) und Dr. Hans Ritter von Frisch aus Wien (für Staatsrecht), welcher aber, ohne hier seine Lehrtätigkeit zu beginnen, behufs Habilitation an der Universität Freiburg ausgeschieden ist: in der medizinischen Fakultät: Dr. Erwin Kehrer aus Giessen und Dr. Friedrich Kermauner aus Cilli in Steiermark (für Geburtshilfe und Gynäkologie), Dr. Hermann Kaposi aus Wien (für Chirurgie), Dr. Siegfried Schoenborn aus Königsberg (für innere Medizin) und Dr. Jussuf Bey Murad

Ibrahim aus Kairo (für Kinderheilkunde); in der philosophischen Fakultät: Dr. Robert Schachner aus München (für politische Ökonomie) und Dr. Otto Cartellieri aus Odessa (für Geschichte); in der naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät: Dr. Otto Schoetensack aus Stendal (für Anthropologie).

Bagrat Chalatianz aus Alexandropol wurde als Lektor der russischen, persischen und armenischen Sprache bei der philosophischen Fakultät zugelassen.

Der charakterisierte Oberbuchhalter Hermann Brunner bei der Universitätskasse wurde zum etatmässigen Oberbuchhalter und Maschinist Jakob Wanger an der Irrenklinik zum Werkmeister befördert; etatmässige Anstellung erhielten: als Präparator Johann Petri am physiologischen Institut, als Maschinist Karl Schaier im akademischen Krankenhaus, als Hausmeister Jakob Siegel am chemischen Laboratorium und Jakob Balduf am hygienischen Institut, als Hausdiener Georg Hofmann bei der medizinischen Klinik.

Ernannt wurden:

zum Honorarprofessor der ausserordentliche Professor Dr. Samuel Brandt;

zu ausserordentlichen Professoren: die Privatdozenten: Dr. Hugo Starck, Dr. Karl Hammer, Dr. Ernst Schwalbe, Dr. Rudolf Magnus und Dr. August Klages.

Von Ordensverleihungen und anderen ehrenden Auszeichnungen sind zu erwähnen:

Hofrat Dr. Vierordt erhielt von S. K. H. dem Grossherzog von Baden das Ritterkreuz I. Klasse mit Eichenlaub des Ordens vom Zähringer Löwen, von Seiner Durchlaucht dem Fürsten zu Waldeck und Pyrmont das Fürstliche Verdienstkreuz II. Klasse und wurde von der medizinischen Gesellschaft zu Leipzig zum korrespondierenden Mitglied ernannt.

Der ordentliche Professor Dr. Anschütz erhielt von Seiner Erlaucht dem Graf-Regenten des Fürstentums Lippe das Kommandeurkreuz des Fürstlich Lippeschen Hausordens.

Der ausserordentliche Professor Dr. von Kirchenheim wurde von Seiner Majestät dem deutschen Kaiser und König von Preussen zum Rechtsritter des Johanniterordens ernannt.

Geheimerat Dr. Fischer, Exzellenz, wurde anlässlich der Kant-Feier von der juristischen Fakultät der Universität Königsberg und zu seinem 80. Geburtstag von der hiesigen naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät zum Ehrendoktor ernannt.

Geheimerat Dr. Czerny, Exzellenz, wurde zum Ehrenmitglied der New-York Academy of Medicine ernannt.

Geheimerat Dr. Windelband und der derzeitige Prorektor wurden von der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München zu korrespondierenden Mitgliedern der philosophisch-philologischen Klasse ernannt.

Geheimerat Dr. Koenigsberger wurde zum Ehrenmitglied der physikalisch-medizinischen Societät zu Erlangen ernannt und erhielt vom Preussischen Unterrichtsminister die silberne Plakette zur Jubelfeier der Berliner Akademie.

Geheimerat Dr. Quincke wurde von der Royal Institution von Gross-Brittanien in London zum Ehrenmitglied, von der deutschen physikalischen Gesellschaft in Berlin zum Ehrenpräsidenten gewählt und von der chemischen Gesellschaft in Heidelberg zum Ehrenmitglied ernannt.

Geheimerat Dr. Erb wurde zum Ehrenmitglied des ärztlichen Vereins zu München, der Gesellschaft für innere Medizin in Wien, der medizinischen Gesellschaft in Leipzig, der Kaiserl. Königl. Gesellschaft der Ärzte in Wien und der New-York Academy of Medicine ernannt.

Geheimerat Dr. Rosenbusch wurde zum korrespondierenden Mitglied in der mathematisch-physikalischen Klasse der K. K. Akademie der Wissenschaften in Wien und zum auswärtigen Mitglied der National Academy of Sciences of the United States of America in Washington gewählt.

Geheimer Hofrat Dr. Pfitzer wurde zum auswärtigen Mitglied der Königlich Belgischen botanischen Gesellschaft ernannt und zum Vicepräsidenten der Vereinigung der systematischen Botaniker und Pflanzengeographen gewählt.

Geheimer Hofrat Dr. Bütschli wurde zum korrespondierenden Mitglied in der mathematisch-physikalischen Klasse der K. K. Akademie der Wissenschaften in Wien und zum Ehrenmitglied der K. Russ. Gesellschaft der Naturforscher zu Moskau ernannt.

Geheimer Hofrat Dr. Fürbringer wurde von der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München zum korrespondierenden Mitglied der mathematisch-physikalischen Klasse ernannt.

Professor Dr. Gothein wurde zum Doctor iuris honoris causa der Universität Bonn, Professor Dr. Kossel zum Ehrendoktor der Universität Cambridge ernannt.

Hofrat Dr. Wolf wurde zum Associate der Royal Astronomical Society von England und zum Ehrenmitglied der Sociedad Astronomica de Mexico ernannt.

Honorarprofessor Dr. Lefmann wurde zum korrespondierenden Mitglied der Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag gewählt.

Honorarprofessor Dr. Brühl wurde zum Ehrenmitglied der Royal Institution of Great Britain in London und zum Doctor in Science honoris causa der Universität Cambridge ernannt.

Der ausserordentliche Professor Dr. Jurasz wurde zum korrespondierenden Mitglied der laryngologischen Gesellschaft in München ernannt.

Die ausserordentlichen Professoren Dr. Klaatsch, Dr. Goeppert und Dr. Braus wurden zu Mitgliedern der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie in Halle gewählt.

Die Ehrengabe der Heidelberger Jubiläumsstiftung für die Jahre 1903/1904 wurde dem ordentlichen Professor Dr. Hoops zum Zwecke einer amerikanischen Studienreise zugesprochen.

Repräsentierend aufzutreten bot sich der Universität im verflossenen Jahre vielfach Anlass:

Am 22. Januar feierte der wirkliche Geheimerat Professor Dr. Eduard Zeller in Stuttgart seinen 90. Geburtstag, aus welchem Anlasse ihm Geheimerat Dr. Windelband die Glückwünsche der Universität überbrachte.

Anlässlich des 100. Todestages des finnischen Nationaldichters Runeberg am 5. Februar wurde ein Begrüssungstelegramm an die Universität Helsingfors abgesendet.

Am 12. Februar feierte die Universität den 100. Todestag Kants durch einen Festakt in der Aula, bei dem Geheimerat Dr. Windelband die Festrede hielt.

Bei der Beisetzung des Finanzministers Dr. Buchenberger in Karlsruhe am 23. Februar war die Universität durch den damaligen Exprorektor und den Dekan der juristischen Fakultät vertreten.

Am 23. Juli beging Geheimerat Dr. Kuno Fischer, Exzellenz, seinen 80. Geburtstag. Der Engere Senat überreichte dem Jubilar eine Adresse, in der ihm ausser den Glückwünschen die Mitteilung über die unter dem Protektorate Seiner Königlichen Hoheit des Grossherzogs begründete Kuno Fischer-Preis-Stiftung gemacht wurde. Diese Stiftung, deren Kapital zur Zeit über 10 500 Mk. beträgt, wird es ermöglichen, dass alle 5 Jahre von unserer Universität ein Preis im Werte von etwa 1800 Mk. für das beste in diesem Zeitraum erschienene Werk aus der Geschichte der Philosophie verliehen werden kann, zum dauernden Gedächtnis des grossen Gelehrten und Lehrers, dem wir von Herzen wünschen, dass er nach

Wiederherstellung seiner gestörten Gesundheit sich noch lange der Wirksamkeit dieser Stiftung erfreuen möge. — Herr Professor Hermann Volz in Karlsruhe hat als seinen Beitrag zur Kuno Fischer-Stiftung ein vorzüglich gelungenes Reliefbildnis des Jubilars hergestellt, welches als Grundlage für die zu verleihende Preismedaille dienen soll. Die Universität nimmt diese künstlerische Gabe mit aufrichtigem Danke an.

Die in den ersten beiden Wochen des August in den Räumen der Universität abgehaltenen Ferienkurse der Vereine Badischer Lehrer und Lehrerinnen wurden in der Eröffnungsfeier am 31. Juli vom Prorektor im Namen des Senates begrüsst.

Vom 8. bis 13. August tagte hier der III. internationale Mathematiker-Kongress und hielt in den Räumen unserer Universität seine Sitzungen ab; es gereichte dem derzeitigen Prorektor zur Freude, die Vertreter der Mathematik aus aller Herren Ländern namens der Hochschule begrüssen zu dürfen.

Bei dem II. internationalen Kongress für allgemeine Religionsgeschichte in Basel vom 30. August bis 2. September war unsere Universität durch Professor Dr. Albrecht Dieterich vertreten.

Dem Geheimerat Dr. Quincke überbrachte am 19. d. Mts. zu seinem 70. Geburtstage der derzeitige Prorektor die Glückwünsche des Senates.

Über Vermehrung und Erweiterung von Universitätsanstalten ist zu berichten:

Mit Beginn des Sommersemesters konnte das Gebäude des bisherigen städtischen Saalbaues seinem neuen Zwecke überwiesen werden, nachdem es mit einem Aufwand von rund 70 000 Mk. neu hergestellt war. In Anknüpfung an die von seinem früheren Besitzer, dem Verein Museum, dem Gebäude noch anhaftende Bezeichnung wurde ihm vom Engern Senat mit Genehmigung des vorgesetzten Ministeriums der Name Museum beigelegt, indem dadurch das Haus als ein Sitz der Wissenschaft gekennzeichnet und damit die echte alte Bedeutung des Wortes von Neuem in Anwendung gebracht wird. Im Museum sind eine Anzahl von Auditorien, sowie Räume für das wissenschaftlich-theologische und das juristische Seminar, das archäologische und kunstwissenschaftliche Institut, für den Musikunterricht, sowie Prüfungs- und Sitzungszimmer für die juristische, medizinische und naturwissenschaftlich-mathematische Fakultät eingerichtet. Der grosse Saal, in welchem wir uns jetzt befinden, soll neben sehr zahlreich besuchten Vorlesungen vor allem auch den grösseren Festlichkeiten der Universität dienen. Der derzeitige

Prorektor konnte es in der Festsitzung des Mathematikerkongresses als glückverheissend begrüssen, dass die erste festliche Veranstaltung in diesem neuen Saale durch die Anwesenheit Sr. K. Hoheit des Erbgrossherzogs ausgezeichnet wurde. So möge denn von jetzt ab unser Jahresfest hier gefeiert werden. Dadurch erst werden wir in die Lage versetzt, unsere Studierenden zu zahlreicher Beteiligung an dem Festakte einzuladen, während sie in der Aula nur in sehr beschränkter Anzahl Zutritt finden konnten. Die Aula wird daneben immer noch reichlich benutzt werden zu Sitzungen des grossen Senats, Immtrikulationen, akademischen Trauerfeiern und anderen Feierlichkeiten geringeren Umfangs.

Der Neubau der Universitätsbibliothek, für den im Staatsvoranschlag für 1904/05 die III. (letzte) Baurate mit 552 600 Mk. bewilligt ist, ist soweit fortgeschritten, dass der an das Verwaltungsgebäude sich anschliessende Magazinbau bis auf das Dach fertiggestellt ist. Obwohl in der letzten Zeit das Tempo der Arbeit ein sehr langsames gewesen ist, wollen wir uns doch der sicheren Erwartung hingeben, dass der dringend notwendige Umzug unserer Bibliothek in den nächsten Herbstferien stattfinden kann.

Zur Neubegründung eines philosophischen Seminars unter der Direktion des Geheimerats Dr. Windelband wurden von dem Grossherzoglichen Ministerium die Mittel und Räume in einem Hause des Unterländer Studienfonds (Augustinergasse Nr. 13) zur Verfügung gestellt.

Das archäologische Institut ist durch Unterbringung von Hörsaal, Arbeits- und Apparaträumen im Museum von den Sammlungen und photographischen Arbeitsräumen provisorisch getrennt worden, bis das in Aussicht genommene neue Institutsgebäude erstellt sein wird. Die durch diesen partiellen Umzug freigewordenen Räume im Obergeschoss des Sammlungsgebäudes wurden zur Aufnahme der Originalsammlungen eingerichtet. Dadurch hat die Abgusssammlung soweit Luft bekommen, dass sie wieder zum Unterricht in ganz kleinem Kreise benutzt werden kann, wenn auch Neuanschaffungen durch Raummangel ausgeschlossen sind.

Das chemische Laboratorium ist erweitert worden durch Einrichtung einer gährungschemischen Abteilung zu Unterrichtszwecken.

Für die medizinische Klinik wurde ein schon längere Zeit geplanter Anbau an deren Pavillon I vollendet, der zur Aufnahme und Isolierung besonders störender oder infektionsgefährlicher Kranken bestimmt ist. In diesem Anbau wurde zugleich ein neues, vorzüglich ausgestattetes, klinisches Laboratorium für chemische, mikro-

skopische, bakteriologische und experimentell-pathologische Untersuchungen erstellt, das eine höchst wertvolle und dankenswerte Bereicherung der wissenschaftlichen Hilfsmittel der inneren Klinik darstellt.

Der Direktion der chirurgischen Klinik ist eine Viertelmillion Mark zur Verfügung gestellt worden zur Errichtung eines Instituts für Krebsforschung in Heidelberg. Die Grossherzogliche Regierung hat zu diesem Zwecke ein passendes Gelände in unmittelbarer Nähe des akademischen Krankenhauses überlassen, die Baupläne genehmigt und die Mittel zur Unterhaltung des Instituts zugesichert.

An der Kinderklinik ist im Sommer eine aus Beiträgen der Stadt und von Privatpersonen erbaute Säuglingsabteilung zu 16 Betten und eine Anstalt für Abgabe von Säuglingsnahrung nach aussen eröffnet worden.

Für grössere bauliche Herstellungen an Universitätsgebäuden, sowie zur Befriedigung ausserordentlicher Bedürfnisse mehrerer Universitätsinstitute wurden mit Bewilligung der hohen Landstände von der Grossherzogl. Regierung reichliche Mittel zur Verfügung gestellt, wie auch die ordentliche Staatsdotation eine ansehnliche Erhöhung erfahren hat, so dass die Aversen verschiedener Institute erhöht werden konnten.

In allem zeigt sich die wohlwollende Fürsorge der Grossherzogl. Regierung, der wir dafür den wärmsten Dank sagen; wir gedenken dabei aber auch des der Hochschule stets bewiesenen Wohlwollens der hohen Landstände.

Zahlreiche und zum Teil sehr wertvolle Geschenke sind der Universität zugekommen; sie werden in einem Anhange zu dieser Chronik verzeichnet werden.

Als besonders wertvolle mögen hier Erwähnung finden:

Von der verstorbenen Privatin Katharina Eleonore Wallot wurden der Universität testamentarisch etwa 70000 Mk. vermacht, bestimmt zur Errichtung einer Stipendien-Stiftung für unbemittelte deutsche Frauen oder Jungfrauen, die an der Universität Heidelberg immatrikuliert sind.

Durch letztwillige Verfügung des ausserordentlichen Professors Dr. Hermann Strauch sind der Universität rund 18000 Mk. zugekommen zur Begründung einer „Strauch-Stiftung", deren Zinsenertrag — nach Admassierung des Kapitals bis zum Betrage von 30000 Mk. — für ein Reise-Stipendium an einen Dozenten oder unbesoldeten Extraordinarius der Universitäten Heidelberg, Bonn, Strassburg, Freiburg und Tübingen, welcher „öffentliches Recht" vorträgt, gegeben werden soll.

Der Direktor der Portlandzementwerke Heidelberg und Mannheim und Präsident der Heidelberger Handelskammer, Fr. Schott, hat der Universitätsbibliothek eine über tausend Nummern umfassende Sammlung meist arabischer Papyri geschenkt, deren Inhalt besonders für die Kulturwelt des Islam überraschende Aufschlüsse zu bieten verspricht. Diese, früher im Besitze des Konsuls Dr. Reinhardt befindliche, von demselben während seines langjährigen Aufenthaltes im Orient zusammengebrachte Sammlung trägt als ein neuer, ganz eigenartiger und besonders wertvoller Bestandteil der Handschriften-Abteilung unserer Bibliothek nunmehr den Namen Papyri Schott-Reinhardt.

Die Bibliothek des Germanisch-romanischen Seminars hat zwei ansehnliche Schenkungen erhalten, die eine von Frau Geheimerat Bernays in Karlsruhe, bestehend in einer umfangreichen Shakespeare- und Milton-Bibliothek, die andere von einem früheren Schüler des Seminars, Dr. Viktor von Golubew in St. Petersburg, bestehend in einer ebenfalls reichen Schiller-Bibliothek und verschiedenen Werken zur altdeutschen Philologie.

Dem historischen Seminar ist durch Dr. Ferdinand Güterbock in Berlin eine wertvolle Büchersammlung von etwa 120 Bänden geschenkt worden, durch welche die Bestände des Seminars namentlich in der neueren Geschichte in dankenswerter Weise bereichert wurden.

Die Universität erhielt vom Preuss. Unterrichtsminister die zur Erinnerung an die zweihundertjährige Jubelfeier der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin hergestellte Plakette.

Allen hochherzigen Gebern spreche ich auch an dieser Stelle den innigsten Dank der Universität aus.

Preisverteilung.

Ich wende mich nun zu dem letzten Teile der heutigen Feier: zur Verkündung der Urteile der Fakultäten über die eingegangenen Preisschriften und der für das nächste Jahr gestellten Preisfragen.

Für die von der medizinischen und naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät gestellten Preisaufgaben sind keine Bewerber aufgetreten.

Das von der theologischen Fakultät aufgestellte Thema „das Verhältnis der Rechtfertigungslehre Osianders zu der Luthers“ hat eine Bearbeitung gefunden. Das Urteil der Fakultät lautet:

„Der Verfasser, der mit dem Lutherwort „de hoc articulo cedere nemo piorum potest“ bezeichneten Arbeit hat mit anerkennenswertem Fleiss die in Betracht kommenden Schriften Osianders und eine ausreichende Anzahl von Schriften Luthers durchgearbeitet, hat auch Scharfsinn und Stoffbeherrschung bewiesen und hat das Verhältnis der Lehre Osianders zu der Luthers der Hauptsache nach richtig dargestellt. Aus der den Gegenstand behandelnden Literatur wäre freilich noch einiges zu berücksichtigen gewesen. Am meisten wird vermisst die dogmengeschichtliche Zurückverfolgung des Zusammenhangs beider Theorien mit Augustin und mittelalterlichen Gedankenlinien. Aber in Anbetracht des aufgewandten Fleisses, des erfolgreichen Bemühens um begrifflich scharfe Fassung der in Betracht kommenden Doktrinen und der Anschaulichkeit der Darstellung trägt die Theologische Fakultät keine Bedenken, die Arbeit mit dem Preise zu krönen.“

Nach Öffnung des Umschlags mit dem angegebenen Motto zeigt sich als Verfasser der Preisschrift:

Walter Göbel, stud. theol. aus Eisenach.

Die von der juristischen Fakultät gestellte Preisaufgabe lautete: „Die Haftung des Staates für das Verschulden seiner Beamten nach Reichs- und Landesrecht“. Bei der Fakultät ist ebenfalls eine Bearbeitung dieser Aufgabe eingegangen, mit dem Motto: „Wenn die Gerechtigkeit untergeht, so hat es keinen Wert mehr, dass Menschen auf Erden leben“. Kant. Die Fakultät urteilt:

„Der Verfasser der vorliegenden Arbeit hat sich in anerkennenswerter Weise mit der umfassenden Literatur seines Themas vertraut gemacht. Er ist in die historische Entwickelung des Problems eingedrungen und kennt die mannigfaltigen Einzelfragen, in denen es sich in der neuen Literatur und Praxis entfaltet hat. Er nimmt daher noch Stellung zu den meisten Kontroversen, wobei allerdings die von ihm gebilligten Ergebnisse überall von der einen oder andern Seite ausführlich vertreten worden sind. Auch in der Polemik zeigt er wenig Selbständigkeit, sondern weiss seine Argumente aus der vorhandenen Literatur in entsprechender Weise auszuwählen. Die Darstellung könnte geschlossener, die Klarheit an manchen Stellen grösser sein. Vor allem aber wäre eine vertiefte Behandlung der Frage nach den Grenzen zwischen der privat- und öffentlich-rechtlichen Haftung des Staates sehr angezeigt gewesen.

Trotz dieser Bedenken verdient aber das redliche Streben, das der Verfasser bekundet hat, ausgezeichnet zu werden, und die Fakultät hat daher beschlossen, ihm den Preis zuzuerkennen."

Nach Eröffnung des verschlossenen Umschlags ergibt sich der Name:

Karl Walter, stud. iur. aus Mannheim.

Der philosophischen Fakultät sind 3 Arbeiten eingereicht worden.

Das Thema aus der Philosophie lautete: „Kritische Darstellung von Auguste Comte's Geschichtsphilosophie". Über die Bearbeitung gibt die Fakultät folgendes Urteil:

„An der Arbeit mit dem Motto „La liberté c'est la loi de l'histoire" sind grosser Fleiss, tüchtige historische Bildung und erfreuliche Vertrautheit mit philosophischen Lehren durchaus anzuerkennen, nicht minder das Bestreben, Comte's Geschichtsphilosophie (in der Einleitung) aus den allgemeinen Grundlagen seines Positivismus abzuleiten. In dem Hauptstück der Abhandlung jedoch hat der Verfasser die „kritische Darstellung" nur so zu geben gewusst, dass er eine fast immer das Wesentliche richtig treffende Reproduktion von Comte's Ausführungen von Schritt zu Schritt mit kritischen Bemerkungen unterbrochen hat, die, manchmal recht kurz und abgerissen, meist nur Gegenbehauptungen aus der uns geläufigen Geschichtsauffassung hinstellen und nur an einzelnen Punkten zu einer immanenten Kritik vordringen. Obwohl daher eine tiefer gehende und mehr aus dem Ganzen herausgearbeitete Behandlung des Themas möglich gewesen wäre, verdienen doch der ernste Sinn und die urteilsvolle Gedankenarbeit, womit der Verfasser den umfangreichen Stoff zu bewältigen bemüht gewesen ist, die Zuerteilung des Preises".

Nach Öffnung des Umschlags mit dem angegebenen Motto ergibt sich als Verfasser:

Georg Mehlis, stud. phil. aus Hannover.

Das Thema aus der alten Geschichte „Die Reisen des Kaisers Hadrian“ hat ebenfalls eine Bearbeitung gefunden, mit dem Motto:

„Considerate la vostra semenza:
Fatti non foste a viver come bruti,
Ma per seguir virtute e conoscenza“.

Die Fakultät urteilt:

„Der Verfasser hat die weit verstreuten Inschriften und Münzen aus der Zeit des Kaisers Hadrian mit ausgezeichnetem Fleisse gesammelt und die nicht minder zersplitterte Literatur über den Gegenstand der Preisaufgabe in umfassender Weise genützt. Auf Grund dieser in den letzten Zeiten bekannt gewordenen Tatsachen ist es dem Verfasser gelungen, die älteren Ansichten über die Reisen des Kaisers Hadrian in wesentlichen Punkten zu berichtigen. Versehen in einzelnen Fragen können den allgemeinen Wert der Arbeit nicht beeinträchtigen. Die Fakultät darf die gestellte Arbeit als gelöst betrachten und spricht dem Verfasser in voller Anerkennung seiner trefflichen Leistung den Preis zu.“

Der Umschlag mit dem angegebenen Motto zeigt nach Eröffnung als Verfasser der Arbeit:

Wilhelm Weber, stud. phil. aus Heidelberg.

Endlich ist für die Preisaufgabe aus der englischen Philologie „Geschichte der orientalischen Stoffe in der neuenglischen Literatur“ ebenfalls eine Bearbeitung eingekommen, über welche die Fakultät folgendes Urteil gibt:

„Der Verfasser der Arbeit mit dem Motto „Die Literaturgeschichte ist nicht Geschichte der Bücher, sondern die Geschichte der Ideen und ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Form“ hat sich mit grossem Fleiss und mit Erfolg bemüht, den umfangreichen Stoff seines Themas nicht nur zu sammeln, sondern auch geistig zu verarbeiten. Es wäre für die Anordnung der Arbeit vielleicht ratsamer gewesen, wenn er versucht hätte, die Prinzipien der Disposition aus dem Stoffe selbst zu entnehmen. Jedenfalls hat er sich durch die von ihm gewählte Einteilung nach allgemeinen Perioden der englischen Literaturgeschichte vielfach verführen lassen, Betrachtungen und Erörterungen in seine Untersuchung einzuflechten, die zu dem Thema nur in recht lockerer Beziehung stehen, und die darum, so treffend sie an sich manchmal sind, die leitenden Gesichtspunkte seines Gegenstandes in den Hintergrund drängen. Indessen zeugt die Arbeit durchweg

von einem gereiften literarhistorischen Urteil, und wenn sie auch in manchen Einzelheiten noch der Ergänzung bedarf, so kommt sie doch in den Hauptzügen zu richtigen Ergebnissen und darf als eine tüchtige Leistung bezeichnet werden. Sie verdient den Preis in vollem Masse".

Nach Öffnung des Umschlages ergibt sich als Verfasser:

Hans Hagen, stud. phil. aus Sigmaringen.

Die verkündeten Preisträger erhalten die von Grossherzog Karl Friedrich gestiftete goldene Preismedaille. Es wird dem Prorektor und den Dekanen der Fakultäten zur Freude gereichen, sie bei dem heutigen Festmahle unter den Ehrengästen der Universität begrüssen zu dürfen.

Als Preisfragen für das folgende Jahr werden auftgestellt:

Von der theologischen Fakultät:

„Die Geschichtsphilosophie Schleiermacher's soll in ihren begrifflichen Grundlagen und in ihrem Einfluss auf seine Auffassung der Religionsgeschichte dargestellt werden."

Von der juristischen Fakultät:

„Actio Publiciana und Anspruch aus § 1007 des Bürgerlichen Gesetzbuchs."

Von der medizinischen Fakultät:

„Es ist die Durchlässigkeit des Keimepithels für in die Bauchhöhle eingebrachte corpusculäre Elemente (auch Bakterien) auf experimentellem Wege zu prüfen und dabei festzustellen, ob dieselbe keine grössere sei als jene der Oberfläche anderer Bauchorgane, wie dies behauptet wurde."

Von der philosophischen Fakultät:

I. Aus der Kunstgeschichte:

„Es soll dargelegt werden, welche Entwicklung nach Form und Inhalt das Epitaphium in der fränkischen Kunst zur Zeit der gotischen Stilperiode gehabt hat."

II. Aus der klassischen Philologie:

„Der Reliquienkult im Altertum."

III. Aus der mittelalterlichen Geschichte:

„Rainald von Dassel als Reichskanzler und Erzbischof von Köln (1156 bis 1167)."

Die ältere Darstellung von Jul. Ficker ist auf Grund der neueren Forschungen zu überholen.

Von der naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät:

„Welchen Einfluss hat die elektrische Fortführung auf die Doppelbrechung der Gallerte?“

Kommilitonen!

Zu meiner Freude habe ich eine grosse Anzahl von Preisen verteilen können. Möge dieser Erfolg für Sie ein Ansporn sein, auch den neu gestellten Aufgaben Ihr eifriges Bemühen zuzuwenden! Ernste wissenschaftliche Arbeit trägt zwar ihren Lohn in sich selbst. Aber wie die Griechen den Olympischen Kranz heiss ersehnten, so darf auch Ihnen die Anerkennung Ihrer Lehrer vor festlicher Versammlung als erstrebenswertes Ziel vorschweben. Möchten recht viele von Ihnen im kommenden akademischen Jahre dieses Ziel erreichen!

Hochverehrte Anwesende!

Wenn das Gedächtnis des Neubegründers unserer Universität Anlass und Anfang unseres Festes gebildet hat, so beschliessen wir es in steter Treue und Dankbarkeit gegen unsern durchlauchtigsten Rector magnificentissimus mit dem Wunsche:

Gott schütze und segne Grossherzog Friedrich und das ganze Grossherzogliche Haus!

Beilage I.

Verzeichnis

der

Regierungen, Behörden, Gesellschaften und Privatpersonen, welche den Universitäts-anstalten in der Zeit vom 1. November 1903 bis 31. Oktober 1904 Geschenke überwiesen haben.

I. Der Grossh. Universitätsbibliothek:

Karlsruhe.

Ministerium des Grossh. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten.
Grossh. Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts.
Grossh. Ministerium des Innern.
Grossh. Archivariat der 2. Kammer.
Grossh. Domänendirektion.
Grossh. Steuerdirektion.
Grossh. Zolldirektion.
Grossh. General-Intendantur der Gemälde-Gallerie.
Grossh. Generaldirektion der Staatseisenbahnen.
Oberrat der Israeliten.
Kaiserl. Oberpostdirektion.
Grossh. Oberschulrat.
Grossh. Hof- und Landesbibliothek.
Grossh. Bad. Hist. Kommission.
Landesgewerbehalle.
Landesversicherungsanstalt Baden.
Handelskammer für die Kreise Karlsruhe und Baden.
Zentralleitung des Landesverbands d. bad. Bezirksvereine für Jugendschutz und Gefangenen-Fürsorge.
Karlsruher Lebensversicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit.
Frau Prof. Bernays.
Hofrat Prof. Dr. M. Rosenberg.

Heidelberg.

Akadem. Direktorium.
Medizinische Falkultät.
Philosophische Fakultät.
Grossh. Geolog. Landesanstalt.
Grossh. Sternwarte.
Astrophys. Observatorium.
Stadtrat.
Gemeinnütziger Verein.
Gustav-Adolf-Verein.
Heidelberger Liederkranz.
Sektion Heidelberg des Odenwald-Klubs.
Verlag des Heidelberger Anzeiger.
Verlag des Neuen Heid. Anzeiger.
Verlag des Heidelberger Tageblatt.
Verlag des Pfälzer Boten.
Verlag des Pfälzer Volksblattes.
Prof. Dr. Affolter.
Dr. E. Antoni.
Privatdozent Dr. C. H Becker.
Frau Dr. Blum.
Buchhändler Carlebach.
Stud. iur. O. v. Dalbenden.
Hofrat Prof. Dr. v. Domaszewski.
A. Doerner.
Buchhändler H. Eckardt.
Frl. E. Ellès.
Custos Dr. H. Finke.
Schriftsteller W. Fischer.
J. Olivier Francillon.
Geh. Hofrat Prof. Dr. Fürbringer.
Prof. Dr. Goldschmidt.
Buchhändler K. Groos.
Prof. Dr. Hettner.
Bibliothekar Prof. Dr. Hintzelmann.
Univ.-Buchdrucker Hörning.
Univ.-Buchbindermstr. Hohmeister.
Kanzleirat Holl.
Prof. Holzer.
G. Hormuth.
Landgerichtsrat M. Huffschmid.
Hofrat Prof. Dr. Jellinek.
Prof. Dr. Kahle.
Buchhändler G. Köster.
Prof. Dr. Lauterborn.
Hofrat Prof. Dr. v. Lilienthal.
Geh. Hofrat Prof. Dr. Merx.
Verwaltungsassistent E. Meyer.
Pfarrer H. Nadler.
Dr. Baron C. R. v. d. Osten-Sacken.
Buchhändler O. Petters.
Dr. W. Pfeiffer.
Geh. Hofrat Prof. Dr. Pfitzer.
Prof. Dr. Port.
Landgerichtsrat Dr. Puchelt.
Prof. Dr. Ruska.
Maler Guido Schmitt.
Dr. A. Sack.
Stadtpfarrer Schmitthenner.
Prof. Dr. Schneegans.
Direktor F. Schott.
Geh. Rat Prof. Dr. Schröder.
Prof. Dr. Seng.
Frl. M. u. B. Thibaut.
Prof. Dr. Vossler.
Dr. G. Wahl.
Privatdozent Dr. R. Weber.
Vorm. Weiss'sche Buchhandlung.
Oberleutnannt Westermann.
Oberbibliothekar Prof. Dr. Wille.
Dr. L. Wilser.
Carl Winter'sche Universitäts-Buchhandlung.
Frau Geh. Hofrat Zangemeister.
L. Ziegler.

Freiburg i. B.

Reichslimeskommission.
Grossh. Gymnasium.
Handelskammer.
Bad. Schwarzwaldverein.
Prof. Dr. Kewitsch.
Dr. Wittichen.

Lahr.

Handelskammer für die Kreise Offenburg und Lahr.
Grossh. Gymnasium.
Höhere Töchterschule.

Mannheim:

Stadtrat.
Altertumsverein.
Handelskammer.
Dr. Th. Frantz.
Dr. F. Walter.

Meersburg.

Grossh. Lehrerbildungsanstalt.

Neckargemünd.

Oberstleutnant a. D. Grohé.

Pforzheim.

Stadtrat.

Rohrbach.

Ingenieur F. M. Feldhaus.

Säckingen.

Prof. Dr. M. Walleser.

Weinheim.

F. C. Freudenberg.

Ziegelhausen.

K. Christ.

Altenburg.

Dr. A. Schmidt.

Berlin.

Deutscher Reichstag.
Ministerium des Innern.
Kgl. Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten.
Bureau des Preuss. Hauses der Abgeordneten.
Kgl. Akademie der Wissenschaften.
Kgl. Geolog. Landesanstalt und Bergakademie.
Kaiserl. Aufsichtsamt für Privatversicherung.
Deutscher Landwirtschaftsrat.
Normal-Aichungs-Kommission.
Kaiserl. Patentamt.
Zentralbureau der Internat. Erdmessung.
Statist. Amt der Stadt Berlin.
Zentralausschuss für innere Mission.
Ostdeutscher Jünglingsbund.
Kyffhäuserverband der Vereine Deutscher Studenten.
Freiherrlich von Lipperheide'sche Büchersammlung.
Ortskrankenkasse für den Gewerbebetrieb der Kaufleute etc.
Alldeutscher Verband.
Deutscher Verein von Wasser- und Gasfachmännern.
Deutscher Apotheker-Verein.
Geschäftsstelle der Sittlichkeitsvereine.
Verlag des „Deutschen Kaufmann".
Verlag des „Volkserzieher".
Eigentümer der Vossischen Zeitung.
Allgem. Deutscher Sprachverein.
Verlagsbuchhändler O. Coblentz.
Dr. P. Dinse.
Buchhändler J. Guttentag.
C. R. Lessing.
Buchhändler G. Schmidt.
Siemens-Schuckert-Werke.
Buchhändler J. Springer.
Dr. F. Weinitz.

Bonn.

O. Becker.
Prof. Dr. K. Drescher.

Breslau.

Stadtbibliothek.
Jüdisch-theologisches Seminar.

Charlottenburg.

Kgl. Techn. Hochschule.
Verlag „Das rote Kreuz".

Danzig.

Stadtbibliothek.

Darmstadt.

Historischer Verein.
Dr. Th. Beck.
E. Merck.

Dortmund.

Statistisches Amt der Stadt.

Dresden.

General-Konsulat der Republik Paraguay.
Verein für Geschichte Dresdens.
Hauptvorstand der Allg. Deutschen Kunstgenossenschaft.
Prof. Dr. E. Clemens.
Dr. A. Schramm.

Eberswalde.

Kgl. Forst-Akademie.

Erfurt.

Ausschuss des Tages für Denkmalpflege.

Essen.

Krupp'sche Bücherhalle.
Verein für die bergbauenden Interessen.

Frankenthal.

Verwaltung der Stadt.

Frankfurt a. M.

Stadtbibliothek.
Verein für Geschichte und Altertumskunde der Stadt Frankfurt a. M.
Institut für Gemeinwohl.

Gernsheim.

A. Weimar.

Giessen.

Prof. Dr. W. Mittermaier.

Halle.

M. Niemeyer.

Hannover.

Stadtbibliothek.
Buchhändler C. Vincentz.

Hermsdorf.

Porzellanfabrik Kahla.

Höchst.

Farbwerke Meister-Lucius.

Kiel.

Prof. Dr. C. Neumann.

Köln.

P. Neubner.

Königsberg.

P. Ostermeyer.

Leipzig.

Evangelischer Bund.
Deutscher Vegetarierbund.
Verlagsbuchh. Breitkopf & Härtel.
" Duncker & Humblot.
" W. Engelmann.
" C. L. Hirschfeld.
" A. Twietmeyer.
" Veit & Cie.

Liegnitz.

Handelskammer.

Ludwigshafen a. Rh.

Direktion der Pfälzischen Eisenbahnen.
Pfälzische Handels- und Gewerbekammer.
E. Kleeberger.

Lübeck.

Oberstleutnant H. Eggers.

Mainz.

Stadtbibliothek.
B. Schott Söhne.

Marburg.

Prof. Dr. W. Troeltsch.

Meiningen.

Prof. Hegewald.

Metz.

Museum der Stadt Metz.

München.

Akademischer Verlag.
Dr. M. Emin Efendi.
Prof. Dr. E. Grueber.
Dr. F. Wilhelm.

Münster.

Handelskammer.
Dr. E. Franz.
Dr. A. Römer.

Naumburg.

Oberpfarrer Neumann.

Niederolm.

Dr. C. Lange.

Nürnberg.

Magistrat.
Ortsausschuss der 1. intern. Ausstellung für Schulhygiene.

Oberhausen.

Stadtverwaltung.

Pirmasens.

Rektor P. Kraus.

Posen.

Kaiser-Wilhelm-Bibliothek.

Schleiz.

Geschichts- und altertumsforschender Verein.

Schöneberg.

A. v. Domitrovich.

Speyer.

Prof. Dr. F. Grünenwald.

Stuttgart.

Statistisches Landesamt.
Kgl. Landesbibliothek.
A. Breymann.

Tübingen.

J. C. B. Mohrs Verlagsbuchhandlg.

Ulm.

Verein für Kunst und Altertum.

Weinsberg.

Kgl. Weinbau-Versuchsanstalt.

Wetzlar.

Dr. Wickert.

Wiesbaden.

Dr. M. v. Niessen

Wittenberg.

Magistrat.

Worms.

Handelskammer.

Adelaide.

Universität.

Aix.

Conférence St. Thomas d'Aquin.

Antwerpen.

H. v. Bary.

Auxerre.

Lanier, imprimeur.

Basel.

Evang. Missions-Gesellschaft.

Berkeley.

President B. J. Wheeler.

Bern.

Schweizer Bundesarchiv.
Hochschulbibliothek.
Prof. Dr. G. H. Schmidt.

Bombay.

Plague Research Laboratory.
G. Claridge and Cie.

Brüssel.

Académie royale de Belgique.
Institut internat. de bibliographie.
Administration du Journal médical de Bruxelles.
Prof. E. Nys.

Buffalo.

Buffalo Medical Journal Office.

Calcutta.

Linguistic Survey of India.
Asiatic Society of Bengal.

Cambridge. (Mass.)

Oakes Ames.

Cephalonia.

Dr. G. B. Pignatorre.

Chicago.

University of Chicago Press.
Dr. J. A. Schmidt.

Columbia.

University of Missouri.

Dublin.

Library of Trinity College.

Dux.

B. Marr.

Edinburgh.

O. Schulze & Cie.

Florenz.

L. Olschki.

Gent.

Universitätsbibliothek.

Graz.

K. Hudabiunigg.

Greenwich.

Seamens Hospital Society.

Haag.

Ministerie van binnenlandsche zaken.
Commissie van Advies voor 's Ryks geschiedkundig Publication.

Hermannstadt.

Bischof der evang. Landeskirche in Siebenbürgen.

Houghton.

Michigan College of mines.

Innsbruck.

K. K. Stadthalterei-Archiv.

Kopenhagen.

Store kon. Bibliothek.
Conseil internat. pour l'exploration de la mer.
A. F. Host & Son.

Lancaster.

Franklin and Marshall College.

Lemberg.

Prof. Dr. G. de Roszkowski.

London.

British Museum.
London University.
Astronomer Royal.
Clinical Society.
Gilbert & Rivingston.
H. Gray.
Harrison & Sons
A. Smith Lewis.
Marg. West.

Luxemburg.

Grossh. Athenaeum.

Malaga.

Dr. M. de Berlanga.

Marseille.

Musée d'histoire naturelle.

Mailand.

U. Hoepli.

Mexico.

Secretaria de Ramo.

Monte Cassino.

Abtei.

Morelia.

Museo Michoacano.

Nantes.

R. de la Grasserie.

New York.

Library of the Columbia University.
University-Club.
New York State Hospital.
Rockefeller Institution of medical researches.
Board of education.
Wm. Wood & Cie.

Oberlin.

Oberlin College Library.

Ottawa.

Department of the Interior.
Geolog. Survey of Canada.
Royal Society of Canada.

Palo Alto.

Library of the Leland Stanford Junior University.

Paris.

Bibliothèque nationale.
Musée Guimet.
E. Dreifus-Brisac.
Duc de Loubat.

St. Petersburg.

K. Acad. der Wissenschaften.

Philadelphia.

American Climatological Association.
Ayer clinical Laboratory.
Philadelphia County medical Society.
Wm. Pepper Laboratory of clinical medicine.
Jewish publication society.
E. Swift Balch.
A. E. Edmunds.
Clarence B. Moore.
J. G. Rosengarten.

Portici.

R. Scuola di Agricoltura.

Rom.

Ministero di Agricoltura.
R. Corpo delle Miniere.
Direzione generale della statistica.

Salzburg.

P. Pacher.

St. Andrews.

Universitäts-Bibliothek.

St. Paul.

K. K. Stiftsgymnasium.

Smyrna.

Rechtsanwalt Dr. A. Elliadi.

Stockholm.

Institut Royal Géologique.
T. Sundbärg.
Wahlström & Widstrand.

Tacoma.

E. Molee.

Tiflis.

Curateur de l'arrondissement scolaire du Caucase.

Tokyo.

Ohashi Public Library.

Upsala.

Kgl. Universitätsbibliothek.

Veenwonden.

P. de Clercq.

Verviers.

Dr. H. Demoulin.

Vevey.

Prof. Dr. R. Brünnow.

Washington.

Department of the Interior.
Department of Agriculture.
Library of Congress.
Superintendent of Documents.
Superintendent of Coast and geodetic Survey.

Smithsonian Institution.
Chirurgic Institution.
Surgeon General's Office.
Volta Bureau.

Wellington.

University of New Zealand.

Wien.

K. K. Universitäts-Bibliothek.
K.K. Statistische Zentralkommission.
K. K. Geologische Reichsanstalt.
K. K. Militärgeographisches Institut.
Prof. Dr. M. Grolig.

Worcester.

J. Green.

Zürich.

Stadtbibliothek.
Museumsgesellschaft.
K. Keller.
H. Spoerry.
Zürcher und Furrer.

II. Dem Zoologischen Institut:

A. Der Bibliothek:

Dr. J. Bongardt: Bongardt, J., Leuchtorgane einheimischer Lampyriden.
Prof. O. Bütschli: Bütschli, O., Untersuchungen über Strukturen mit Atlas.
Prof. O. Bütschli: Bütschli, O., Erwiderung auf N. Holmgrens Kritik.
Prof. O. Bütschli: Bütschli, O., Beobachtungen über eigentümliche Sprungsysteme.
Prof. O. Bütschli: Bütschli, O., Gedanken über Begriffsbildung.
Prof. O. Bütschli: 13 Zoologische Abhandlungen.
Dr. C. Hamburger: Hamburger, C., Conjugation von Paramaecium bursaria.
Dr. O. Römer: Römer, O., Ueber den feineren Bau einiger Muschelschalen.
Dr. A. Schepotjeff: Schepotjeff, A., Ueber den feineren Bau der Borsten einiger Chaetopoden.
Dr. A. Schepotjeff: Schepotjeff, A., Zur Organisation von Rhabdopleura.
Prof. A. Schuberg: Schuberg, A., Ueber einen in den Muskelzellen von Nephelis schmarotzenden neuen Nematoden. (Vorl. Mitt.)
Prof. A. Schuberg und Dr. O. Schröder: Schuberg und Schröder: Myenchus bothryophorus.
Prof. A. Schuberg: Zoologisches Centralblatt 1904.
Senckenbergische Naturforsch. Gesellschaft: 22 Separatabdrücke aus den Abhandlungen der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft.
Senckenbergische Naturforsch. Gesellschaft: 4 Kataloge der Senckenbergischen Sammlungen.
Dr. E. Zugmayer: Zugmayer, E,, Sinnesorgane an den Tentakeln der Gattung Cardium.
Zoologische Gesellschaft Tokyo: Annotationes zoologicae japonenses Vol. IV.
Prof. Parona und Prof. Cattaneo: Bolletino del Museo di Zoologia et Anatomia comp. della r. Univ di Genova 1903.

B. Der Sammlung:

Herr Bücher, Heidelberg: Säge vom Sägefisch, ausgestopfter Fuchs und graues Eichhorn.
Präp. Englert, Heidelberg: Schädel von Hystrix cristata.
R. Jung, Heidelberg: Eine grössere Anzahl Glaswaren für mikroskopische Untersuchungen.
Prof. R. Lauterborn: Verschiedene zoologische Objekte.
Dr. med. Walz: Oberarmknochen von Gallus domest.
Dr. med. Wolff, Heidelberg: 13 Vogelbälge.

III. Dem Stratigraphisch-Paläontologischen Institut:

Stud. O. Schröder: Zoologische Präparate (Loligo, Octopus u. s. w.).
Stud. M. Zuelzer: Cephalopoden aus dem Harzburger Lias.
Steinkohlenbergwerk Berghaupten: Fossile Pflanzen aus dem Carbon.
Dr. A. Schlepotief: Zoologische Präparate (Brachiopoden).
Stud. Dreyer: Sammlungen von Fossilien und Gesteinen von Züllchow in Pommern und von Stettin.
Dr. H. Philipp: Grosse und wertvolle Sammlung von Versteinerungen und Gesteinen, sowie zoologischen Präparaten.
Kaiserl. Rechnungsrat Häberle: Zoologische Präparate, Conchylien, Rückenpanzer der Chelone imbricata, 1 Rostrum von Pristis.
Ing. F. E. Clotten (Australien): 6 geologische Karten und mehrere andere Publikationen über Queensland.
Dr. Paul Hermann (Mannheim): Sammlung von Versteinerungen aus dem Tertiär von Wiesloch.
Excursionsteilnehmer des Sommersemesters: 22 geologische Diapositive.
Stud. Röth: Epidotstufe von der Hohen Waid.
Prof. Salomon: Verschiedene Bücher, Broschüren, Gesteine, Fossilien.

Ausserdem wurden kleinere Geschenke gemacht von den Herren: M. Seebach, Exzellenz von Huber (Berlin), Dr. Schotensack, stud. Stantschinsky, stud. Meriakri, stud. Levy, Lehramtspraktikant Loser, stud. Freudenberg, Prof. Glück, Prof. H. M. Smith (Syracuse, N. Y.), Grossarth, Dr. Plauth (Kusel), stud. Speyer, stud. Spitz.

IV. Dem Archäologischen Institut:

Grossh. Ministerium d. Justiz, Kultus und Unterrichts.
Deutsche Orientgesellschaft.
Professor Thode.
Dr. Peltzer.
Dr. J. Bergmans.
Dr. L. Borchardt, Kairo.
Dr. F. Hauser, Rom.
Dr. H. Kehrer, Heidelberg.
Dr. Lorenz.
Dr. E. Riess, Newyork.
Dr. Karl Schmidt, Berlin.
Dr. W. Valentiner, Haag.
Dr. R. Zahn, Berlin.

Beilage II.

Verzeichnis

der

an der Universität Heidelberg vom 23. November 1903 bis 22. November 1904 Promovierten.

I. Ehrenpromotionen.

a) In der theologischen Fakultät.

Oehler Friedrich, Prälat der evangelischen Kirche Badens in Karlsruhe, am 21. September 1904.
Zähringer Julius, Mitglied des badischen Oberkirchenrats in Karlsruhe, am 21. September 1904.
Gümbel Ludwig, Kgl. Bayr. Gymnasial-Professor in Speier, am 30. August 1904.

b) In der naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät.

Fischer Kuno, Dr., Geheimerat I. Klasse, ordentl. Professor der Philosophie an der Universität Heidelberg, am 23. Juli 1904.

II. Sonstige Promotionen.

a) In der theologischen Fakultät:

(Zum Licentiaten der Theologie.)

Wielandt Rudolf, Stadtvikar, Heidelberg, am 8. Januar 1904.

b) In der juristischen Fakultät.

1. Usinger Hermann F. K., aus Mainz, am 25. November 1903.
2. Hilsz Wilhelm, aus Eberstadt, am 25. November 1903.
3. Diefenthäler Walter Ferd., aus Mannheim, am 11. Dezember 1903.
4. Eberl Anton, aus München, am 11. Dezember 1903.
5. Kuhr Max A. W. Alfred, aus Schrimm, am 16. Dezember 1903.
6. Dengler Karl Friedrich, aus Tübingen, am 16. Dezember 1903.

7. Ritter Eduard Eugen, aus Bremen, am 16. Dezember 1903.
8. Dochnahl Peter, aus Montabaur, am 18. Dezember 1903.
9. Friedmann Richard, aus Berlin, am 18. Dezember 1903.
10. Spiegel Hermann, aus Mannheim, am 21. Dezember 1903.
11. Franssen Hermann, aus Hagen i. W., am 21. Dezember 1903.
12. Schellenberg Rudolf, aus Heidelberg, am 21. Dezember 1903.
13. Reddemann Bernhard, aus Berlin, am 22. Dezember 1903.
14. Eckhard Otto, aus Hohen-Sülzen, am 22. Dezember 1903.
15. Gutherz Emil, aus Schwientochlowitz, am 21. Januar 1904.
16. Levis Arthur, aus Karlsruhe, am 21. Januar 1904.
17. Heymann Richard, aus Berlin, am 21. Januar 1904.
18. Speiser Hermann, aus Sinsheim a. E., am 22. Januar 1904.
19. Messinger Aloys, aus Frankfurt a. M., am 22. Januar 1904.
20. Schulz Reinhold, aus Mannheim, am 22. Januar 1904.
21. Gluth Hans K. O. D., aus Erfurt, am 28. Januar 1904.
22. Huber Oskar, aus Oberachern, am 28. Januar 1904.
23. Schüler Eduard Aug. Otto, aus Heidelberg, am 4. Februar 1904.
24. Gande Alfred, aus Elbing, am 4. Februar 1904.
25. Abraham Franz, Dr. phil., aus Berlin, am 4. Februar 1904.
26. Rupp Jul. Erich, aus Gardelegen, am 10. Februar 1904.
27. Heymanns Wilhelm J. A., aus Aachen, am 10. Februar 1904.
28. Thomas Wilhelm, aus Mainz, am 17. Februar 1904.
29. Kollmann Franz Xaver, aus Rosenheim, am 17. Februar 1904.
30. Ginsberg Herbert, aus Berlin, am 19. Februar 1904.
31. Graff Moritz, aus Lesum, am 24. Februar 1904.
32. Stefanski Wenzel, aus Wreschen, am 26. Februar 1904.
33. Lahr Paul, aus Lardenbach, am 26. Februar 1904.
34. Hoffmann Erich, aus Dresden, am 26. Februar 1904.
35. von Saint-George Karl, aus Konstanz, am 2. März 1904.
36. Schilling Paul Karl, aus Hordorf, am 2. März 1904.
37. von Beyer-Ehrenberg Konstantin Kurt, aus Ulm, am 4. März 1904.
38. Sebald Gustav, aus Nürnberg, am 4. März 1904.
39. Dornacher Albert, aus Arlesheim, am 7. März 1904.
40. Fricker Joseph, aus Darmstadt, am 7. März 1904.
41. Eichwede Kurt, aus Hannover, am 9. März 1904.
42. Hartmann Otto, aus Worms, am 9. März 1904.
43. Brücher Karl, aus Giessen, am 9. März 1904.
44. Treutlein Hermann Ludw., aus Karlsruhe, am 10. März 1904.
45. Majert Emil, aus Schlebusch, am 15. April 1904.
46. Lueg Wilhelm, aus Unna, am 15. April 1904.
47. Badrian Alfred, aus Ober-Heiduck, am 25. April 1904.
48. Beuthner Ernst, aus Beuthen, am 25. April 1904.
49. Stegemann Waldemar Otto, aus Strassburg, am 25. April 1904.
50. Schmehl Friedrich, aus Mittel-Seemen, am 29. April 1904.
51. Günther E. O. Wilhelm, aus Eggershofen, am 29. April 1904.
52. Hüfner Ernst Hch. Th., aus Köstritz, am 29. April 1904.
53. Schleifenbaum Ernst, aus Freudenberg, am 2. Mai 1904.
54. Dehnick Eugen, aus Gross-Dölln, am 4. Mai 1904.
55. Oehlert Hermann Lud., aus Neustadt a. H., am 6. Mai 1904.

56. Wülfing Hermann, aus Konstantinopel, am 11. Mai 1904.
57. Ratz Georg Wilhelm, aus Antwerpen, am 11. Mai 1904.
58. Lüdicke Walter Fritz, aus Berlin, am 20. Mai 1904.
59. Simon Friedrich Rob. Rud., aus Hannover, am 20. Mai 1904.
60. Berwin Lucian, aus Sohrau, am 30. Mai 1904.
61. Falk Joh. Julius, aus Mainz, am 30. Mai 1904.
62. Erich Gerh. Adolf, aus Berlin, am 6. Juni 1904.
63. Marks Hermann Ad. Bruno, aus Berlin, am 8. Juni 1904.
64. Bammesberger Heinrich, aus Heilbronn, am 10. Juni 1904.
65. Schwengers Peter Karl, aus Uerdingen, am 10. Juni 1904.
66. Rettenmeyer Oskar, aus Stuttgart, am 15. Juni 1904.
67. Waldi Karl, aus Spechbach, am 22. Juni 1904.
68. Rebmann Friedrich, aus Köln, am 24. Juni 1904.
69. v. Kirchenheim Siegfried, aus Heidelberg, am 24. Juni 1904.
70. Pohlandt Anton R. Th., aus Spandau, am 24. Juni 1904.
71. Clemm Kurt, aus Mannheim, am 27. Juni 1904.
72. Winkler Franz August, aus Straelen, am 27. Juni 1904.
73. Ritter von Kaufmann-Asser Heinrich, aus Aachen, am 28. Juni 1904.
74. Heppekausen Johann Wilh., aus Mülheim a. Rh., am 30. Juni 1904.
75. Bischof Friedrich K. Aug. Otto, aus Spandau, am 30. Juni 1904.
76. Wagner Ernst, aus Altenburg, am 30. Juni 1904.
77. Moor Johann Jakob, aus Niederglatt, am 6. Juli 1904.
78. Freyer Hermann, aus Leipzig, am 11. Juli 1904.
79. Cohn Max, aus Breslau, am 15. Juli 1904.
80. Grewe Helmuth, aus Halberstadt, am 15. Juli 1904.
81. Rosenberg Ernst Ludwig, aus Giessen, am 18. Juli 1904.
82. Gutjahr Ernst Georg, aus Strassburg, am 18. Juli 1904.
83. Stephan Ernst Kurt, aus Lichterfeld, am 22. Juli 1904.
84. Sturm Walter, aus Spielwigge, am 25. Juli 1904.
85. Bensinger Richard, aus Donaueschingen, am 25. Juli 1904.
86. Schute Heinrich, aus Lindern am 25. Juli 1904.
87. Poensgen Kurt, aus Wiesbaden, am 28. Juli 1904.
88. Henneberg Fritz, aus Brieg, am 28. Juli 1904.
89. Johnke Ewald, aus Berlin, am 28. Juli 1904.
90. Hamburger Kurt, aus Posen, am 30. Juli 1904.
91. Schoetensack August, aus Heidelberg, am 30. Juli 1904.
92. Bockenheimer Alexander, aus Frankfurt a. M., am 1. August 1904.
93. von Ahlefeldt Friedrich, aus Charlottenburg, am 1. August 1904.
94. Birnbaum Leonhard, aus Berlin, am 1. August 1904.
95. Schmalz Wilhelm, aus Frankfurt a. M., am 2. August 1904.
96. Lessing Walter Amand A., aus Oberlahnstein, am 2. August 1904.
97. Hahn Emil, aus Peterswalde, am 2. August 1904.
98. von Leuthold Wolfgang, aus Burglehn-Muskau, am 3. August 1904.
99. Walli Paul, aus Karlsruhe, am 3. August 1904.
100. Hoffman Richard, aus Hamburg, am 3. August 1904.
101. Neumann Leo, aus Berlin, am 4. August 1904.
102. Voith Hermann, aus Heidenheim, am 4. August 1904.
103. Fürll Arthur, aus Berlin, am 4. August 1904.
104. Braun Hermann, aus Körner, am 5. August 1904.

105. Coester Karl Just. Robert, aus Frankfurt a. M., am 5. August 1904.
106. Blüth Julius, aus Wasungen, am 6. August 1904.
107. Pomme Erich, aus Kassel, am 6. August 1904.
108. Jacubowsky Max Bernhard, aus Dresden, am 6. August 1904.
109. Danziger Georg Jacques, aus Posen, am 6. August 1904.
110. Dittler Max, aus Pforzheim, am 6. August 1904.
111. Schnepel Max, aus Graudenz, am 6. August 1904.
112. Loepert Arthur, aus Cöslin, am 6. August 1904.
113. Neumann Hugo, aus Berent, am 10. August 1904.
114. Kaim Otto, aus Breslau, am 12. August 1904.
115. Wöhler Otto, aus Greifswald, am 12. August 1904.
116. Toebelmann Johann, aus Kirchweyhe, am 3. September 1904.
117. Cohn Walter, aus Magdeburg, am 3. September 1904.
118. Loeb Ernst Theodor, aus Lippstadt, am 14. September 1904.
119. Blumenfeld Fritz, aus Neu-Ruppin, am 14. September 1904.
120. Roese Fritz, aus Berlin, am 20. September 1904.
121. Marx Jakob, aus Heidelsheim, am 26. September 1904.
122. Diemer Hermann, aus Berlin, am 13. Oktober 1904.
123. Schulze Joachim, aus Münden, am 26. Oktober 1904.
124. Siefert Josef, aus Zell a. H., am 26. Oktober 1904.
125. Elsas Karl, aus Frankfurt a. M., am 2. November 1904.
126. Ciolina Franz, aus Mannheim, am 4. November 1904.
127. Rümelin Eugen, aus Münster i. W., am 4. November 1904.
128. Meyerhans von Fimmelsberg Johann, aus Wyl, am 16. November 1904.
129. Beckmann Hans, aus Dorp, am 16. November 1904.
130. Jacob Erich, aus Dedelow, am 18. November 1904.
131. Laiblin Reinhold, aus Baiersbronn, am 18. November 1904.

c) In der medizinischen Fakultät.

1. Panther Otto, aus Mannheim, am 10. Dezember 1903.
2. Mosenthal Albert, aus Burghersdorf, am 17. Dezember 1903.
3. von Holten Kurt, aus Altona, am 17. Dezember 1903.
4. Schmitz Ernst, aus Willich, am 17. Dezember 1903.
5. Dünow Emil, aus Hemsbach, am 17. Dezember 1903.
6. Binder Alfred, aus Stuttgart, am 21. Dezember 1903.
7. Lenders Theodor, aus Elberfeld, am 23. Januar 1904.
8. Piltzecker Alfons, aus Militsch, am 23. Januar 1904.
9. Staatsmann Karl, aus Heiligenberg, am 23. Januar 1904.
10. Röhl Wilhelm, aus Halberstadt, am 30. Januar 1904.
11. van den Velden Reinhard, aus Frankfurt a. M., am 30. Januar 1904.
12. Hellpach Willy, aus Oels, am 10. Februar 1904.
13. Baisch Bernhard, aus München, am 23. Februar 1904.
14. Junker Fritz, aus Heddesbach, am 23. Februar 1904.
15. Sowade Hans, aus Berlin, am 23. Februar 1904.
16. Köllreutter Wilhelm, aus Berlin, am 4. März 1904.
17. Denks Hermann, aus Hamburg, am 8. März 1904.
18. Lettau Georg, aus Weissenfels, am 8. März 1904.

19. Seligmann Erich, aus Berlin, am 8. März 1904.
20. Busch Alfred, aus M.-Glaldbach, am 7. Mai 1904.
21. Pagenstecher Ernst, aus Mainz, am 23. Juni 1904.
22. Philipp Karl, aus Ludwigshafen, am 23. Juni 1904.
23. Eckes Heinrich, aus Nieder-Olm, am 29. Juni 1904.
24. Meurers Karl, aus Köln, am 29. Juni 1904.
25. Gross, Walter, aus Waldkirch, am 16. Juli 1904.
26. Pol Rudolf, aus Heidelberg, am 16. Juli 1904.
27. von Zschock Adolf, aus Strassburg, am 16. Juli 1904.
28. Pfeil Paul, aus Heidelberg, am 16. Juli 1904.
29. Lindenborn Karl, aus Fürth, am 20. Juli 1904.
30. Langenbach Fritz, aus Dortmund, am 20. Juli 1904.
31. Pulcher Jakob, aus Gelsenkirchen, am 20. Juli 1904.
32. Stoffel Adolf, aus Kaiserslautern, am 20. Juli 1904,
33. Tiefenthal Georg, aus Köln, am 20. Juli 1904.
34. Ranke Otto, aus Lübeck, am 23. Juli 1904.
35. Wedekind Karl, aus Limmer, am 23. Juli 1904.
36. Ebstein Erich, aus Göttingen, am 23. Juli 1904.
37. Fischer Ferdinand, aus München, am 23. Juli 1904.
38. Huch Felix, aus Braunschweig, am 23. Juli 1904.
39. Böhme Arthur, aus Bromberg, am 29. Juli 1904.
40. Engels Wladimir, aus Karlsruhe, am 29. Juli 1904.
41. Gernsheimer Theodor, aus Mannheim, am 29. Juli 1904.
42. Hardt Alfred, aus Königsberg, am 29. Juli 1904.
43. Lust Franz, aus Frankfurt a. M., am 29. Juli 1904.
44. Otto Ernst, aus Frankfurt a. M., am 29. Juli 1904.
45. Scheeder Wilhelm, aus Sinsheim, am 29. Juli 1904.
46. Loeb Oswald, aus Dürkheim, am 17. November 1904.
47. Hauck Oskar, aus St. Louis, am 17. November 1904.
48. Gress Georg, aus Sulzbach, am 17. November 1904.
49. Frankenstein Hans, aus Karlsruhe, am 17. November 1904.

d) In der philosophischen Fakultät.

1. Adler Franz, aus Frankfurt a. M., am 6. August 1904.
2. Agats Arthur, aus Walden, am 8. März 1904.
3. Bahr Richard, aus Mitau, am 19. November 1904.
4. Board Hermann, aus Essen, am 4. Juli 1904.
5. Burger Fritz, aus München, am 2. April 1904.
6. Eckardt-Jassoy Sophie, aus Frankfurt a. M., am 2. September 1904.
7. Ederheimer Edgar, aus Frankfurt a. M., am 5. Februar 1904.
8. Eyssen Eduard, aus Frankfurt a. M., am 5. August 1904.
9. Fasolt Friedrich, aus Ebersbach, am 27. April 1904.
10. Finke Hermann, aus Karlsruhe, am 21. September 1904.
11. Gaaf Willem van der, aus Oostwold, am 13. Juli 1904.
12. Gebhardt Paul, aus Zittau, am 21. September 1904.
13. Golubew Viktor, aus Petersburg, am 18. Juli 1904.
14. Haltenhoff Julius, aus Oebisfelde, am 8. März 1904.
15. Hargreaves Alexander, aus Adlington, am 15. Dezember 1903.

16. Hegemann Ottmar, aus Mannheim, am 27. April 1904.
17. Howard Burt Estes, aus Clayton, am 10. Dezember 1903.
18. Jäger Friedrich, aus Offenbach, am 21. April 1904.
19. Kehrer Hugo, aus Giessen, am 17. Februar 1904.
20. Langsdorff Karl Georg Wilhelm von, aus Karlsruhe, am 29. Juni 1904.
21. Lorenz Ludwig, aus Erfurt, am 14. Oktober 1904.
22. Magnes Julian Leo, aus S. Francisco, am 4. Juli 1904.
23. Manz Georg, aus Regensburg, am 4. Juli 1904.
24. Marte Joh. Dav., aus Enzisweiler, am 23. September 1904.
25. Meusel Fritz, aus Berlin, am 3. Oktober 1904.
26. Meyer Joh. Heinrich, aus Werden, am 26. April 1904.
27. Michelmann Emil, aus Göttingen, am 30. November 1903.
28. Mittelstaedt Annie, aus Wunstorf, am 21. September 1904.
29. Müller Max, aus Pretzschen, am 25. Februar 1904.
30. Müller Wilhelm, aus Heidhausen, am 21. April 1904.
31. Park Robert E., aus Harveyville, am 2. August 1904.
32. Potkoff Ossip, aus Tiflis, am 16. Juli 1904.
33. Reiff Alfred, aus Eschenbach, am 25. Mai 1904.
34. Rott Hans, aus Hunspach, am 23. Januar 1904.
35. Rüffer Fritz, aus Nied. Hermsdorf, am 21. September 1904.
36. Sauermann Ernst, aus Flensburg, am 25. Mai 1904.
37. Schapire Rosa, aus Brady, am 18. November 1904.
38. Schmidt Alfred, aus Altenburg, am 26. April 1904.
39. Schreiber Siegfried, aus Leisnig, am 31. Oktober 1904.
40. Schulze-Colbitz Otto, aus Berlin, am 22. Dezember 1903.
41. Stroebe Lilly, aus Illenau, am 12. Juli 1904.
42. Swatikow Sergius, aus Rostow, am 8. November 1904.
43. Tiegs Hugo, aus Regenwalde, am 29. Oktober 1904.
44. Vanselow Otto, aus Neu-Stettin, am 5. Februar 1904.
45. Wallschmidt Ferd., aus Bebra, am 6. August 1904.

e) Von der naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät.

1. Casper August, aus Wesseln, am 30. November 1903.
2. Schneider Franz, aus Bonn, am 4. Dezember 1903.
3. Schenke Wilhelm, aus Berge, am 14. Dezember 1903.
4. Brown John, aus Rye, New Hampshire, am 14. Dezember 1903.
5. Walter Leonhard, aus Lengfeld, am 14. Dezember 1903.
6. Albert Friedrich, aus Lachem, am 14. Dezember 1903.
7. van der Linden Charles, aus Dordrecht, am 18. Dezember 1903.
8. Curtius Hans, aus Duisburg, am 23. Dezember 1903.
9. Wittenstein Oskar, aus Barmen, am 23. Dezember 1903.
10. Lambotte Emil, aus Köln, am 29. Dezember 1903.
11. von Oven Ernst, aus Rogasen, am 30. Dezember 1903.
12. Greven Johannes, aus Mülheim am Rhein, am 30. Dezember 1903.
13. Manasse Armand, aus Charlottenburg, am 2. Januar 1904.
14. Singhof Ludwig, aus Bensheim, am 18. Januar 1904.
15. Donselt Walter, aus Jarmen, am 23. Januar 1904.
16. Keil Rudolf, aus Leipzig, am 23. Januar 1904.

17. Gumlich Otto, aus Nichtewitz, am 27. Januar 1904.
18. Goldberg Alfred, ans Raycza, am 28. Januar 1904.
19. Walton James, aus Deer Isle, Maine, am 19. Februar 1904.
20. Marx Emil, aus Schweinfurt, am 23. Februar 1904.
21. Caro Hugo, aus Nakel, am 23. Februar 1904.
22. Pohl Richard, aus Neunkirchen, am 4. März 1904.
23. Kof Karl, aus Lützen, am 7. März 1904.
24. Schliessmann Hugo, aus Stuttgart, am 18. April 1904.
25. Kind Walter, aus Hunstig, am 19. April 1904.
26. Eppelsheim August, aus Grünstadt, am 19. April 1904.
27. Meyer Eberhard, aus Castellaun, am 19. April 1904.
28. Zugmayer Erich, aus Wien, am 19. April 1904.
29. Echtermeier Parcival, aus Dresden, am 19. April 1904.
30. Zörnig Heinrich, aus Barmen, am 19. April 1904.
31. Haehn Hugo, aus Herzberg (Sachsen), am 24. April 1904.
32. Goldstein Fritz, aus Kattowitz, am 29. April 1904.
33. Schätzlein Christian, aus Ludwigshafen a. Rh., am 29. April 1904.
34. Russo Michele, aus Wien, am 1. Mai 1904.
35. Wiengreen Friedrich, aus Hamburg, am 1. Mai 1904.
36. Schmittmann Josef, aus Düsseldorf, am 2. Mai 1904.
37. Etinger Josef, aus Bresten, am 6. Mai 1904.
38. Krauth Wilhelm, aus Frankfurt am Main, am 6. Mai 1904.
39. Niemann Gustav, aus Lingen, am 9. Mai 1904.
40. Hoesch Alfred, aus Koenigstein, am 9. Mai 1904.
41. Sendele Walther, aus Heidelberg, am 9. Mai 1904.
42. Freund Siegfried, aus Ratibor, am 11. Mai 1904.
43. Herberger Friedrich, aus Dürkheim, am 18. Mai 1904.
44. von Faber Friedrich, aus Amsterdam, am 24. Mai 1904.
45. Beer Hans, aus Chicago, am 24. Mai 1904.
46. Lauk Ernst, aus Erlangen, am 24. Mai 1904.
47. Sprenger Max, aus Dürrheim, am 26. Mai 1904.
48. Langensiepen Ernst, aus Elberfeld, am 10. Juni 1904.
49. Ohlgart Christian, aus Mainz, am 15. Juni 1904.
50. Thomä Karl, aus Stuttgart, am 18. Juni 1904.
51. Schlüchterer Paul, aus Stuttgart, am 22. Juni 1904.
52. Halle Walter, aus Berlin, am 23. Juni 1904.
53. Schweydar Wilhelm, aus Namiest, am 28. Juni 1904.
54. Sauvin Frédéric, aus Braunschweig, am 28. Juni 1904.
55. Hölzer Hermann, aus Butzbach, am 28. Juni 1904.
56. Haupt August, aus Halberstadt, am 30. Juni 1904.
57. Philipp Hans, aus Berlin, am 1. Juli 1904.
58. Acker Fritz, aus Weissenburg (Elsass), am 5. Juli 1904.
59. Mercklin Ernst, aus Hannover, am 15. Juli 1904.
60. Scheuermann Rudolf, aus Langen-Schwalbach, am 16. Juli 1904.
61. Du Pré Denning Arthur, aus Donnington, am 22. Juli 1904.
62. Hussong Ludwig, aus Ludwigshafen a Rh., am 22. Juli 1904.
63. Mitreiter Max, aus Dresden, am 27. Juli 1904.
64. Bergfeld Ludwig, aus Bremen, am 28. Juli 1904.
65. Levy Leo, aus Polzin, am 28. Juli 1904.

66. Adolphs Arthur, aus Elberfeld, am 3. Oktober 1904.
67. Diehl Fritz, aus Gaugrehweiler, am 3. Oktober 1904.
68. Schmidt Kurt, aus Kelbra, am 3. Oktober 1904.
69. Greeff Rudolf, aus Barmen, am 3. Oktober 1904.
70. Grüters Fritz, aus Saarbrücken, am 3. Oktober 1904.
71. Wilmanns Gustav, aus Bremen, am 3. Oktober 1904.
72. Zuelzer Margareta, aus Haynau, am 5. Oktober 1904.
73. Stamm Christian, aus Koenigsfeld, am 28. Oktober 1904.
74. Fleet Robert, aus Middlesex County, am 31. Oktober 1904.
75. Krell Carl, aus Meiningen, am 31. Oktober 1904.
76. Lebach Hans, aus Elberfeld, am 31. Oktober 1904.
77. Rothmann Albert, aus Kreuznach, am 3. November 1904.

[illegible] Albert[illegible], am 2. Oktober 1904.
[illegible] am [illegible] Oktober 1904.
[illegible] Oktober 1904.
[illegible] Oktober 1904.
[illegible] Oktober 1904.
[illegible] am 5. Oktober 1904.
[illegible] am 5. Oktober 1904.
[illegible] am 25. Oktober 1904.
[illegible] County am 31. Oktober [illegible]
[illegible] am 31. Oktober 1904.
[illegible] Oktober 1904.
[illegible] am 2. November 1904.

